

Rolf-Ulrich Kunze

Cambdon, Maine

minifanal.de

Rolf-Ulrich Kunze:
Cambdon, Maine

ISBN 978-3-95421-102-9

1. Auflage 2016

Verlag: minifanal

www.minifanal.de

Herausgeber:

© Dirk Friedrich

Dorfstr. 57a, 53125 Bonn

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Marian Jaworski (marianjaworski.de)

Titelbild: Light tower, view east, northwest and southwest sides - Curtis Island Light Station, Curtis Island, at entrance to Camden Harbor, Camden, Knox County, ME

Quelle: Library of Congress

Reproduction Number: HABS ME,7-CAM.V,1--5

(<http://www.loc.gov/pictures/item/me0292.photos.339114p/>)

Rolf-Ulrich Kunze, geb. 1968 in Osnabrück, ist Prof. für neuere und neueste Geschichte am Karlsruher Institut für Technologie (KIT). Jenseits der fact/fiction-Demarkationslinie veröffentlichte er Satiren für den Hörfunk, die Frankfurter Rundschau und den EULENSPIEGEL. Neben seinen Interessen und Pflichten in Forschung und Lehre arbeitet er an einer Romanfolge über einen fiktiven deutschen Historiker des Jahrgangs 1910.

Inhaltsverzeichnis

	I	
Rose, Rachel.....		7
	II	
Doreen.....		60
	III	
Carol.....		90
	IV	
Joanne.....		135
	V	
Leah, Kyung-Jin.....		220
Epilog.....		298

The past is never dead. It's not even past.

William Faulkner

Cambdon, 1. April 2013

Liebe Vorstandmitglieder der Cambdon Historical Society,

Sie haben mich Ende letzten Jahres angeschrieben, weil Sie ein Internetprojekt über Familien planen, die schon lange in Cambdon wohnen. Ich hatte Ihnen damals meine Unterstützung gleich zugesagt, ohne zu ahnen, worauf ich mich einlasse.

Mein Vater Rudi Kentner wurde 1925 in Vor-Nazi-Deutschland geboren und kam mit seinen Eltern 1930 nach Cambdon. Seitdem lebt unsere Familie hier. Es ist nicht so, dass bei meinem Bruder Randall oder mir in irgendeiner Schublade eine fertige Familienchronik auf spätere Verwendung wartete. Mein größtes Problem waren die Quellen, für manche Abschnitte fehlten sie, für andere sprudelten sie zu reichlich.

Über die deutsche Geschichte meiner Großeltern Robert und Rose Kentner kann ich nur sehr wenig sagen: woher sie kamen, welchen Beruf mein Großvater ausübte, warum sie auswanderten. Ihre Lebensläufe sind erst beginnend mit ihrer Registrierung bei den US-Immigrationsbehörden gut dokumentiert. Sogar zu gut, denn nach 1930 gibt es eher zu viel als zu wenig Material: viel Geschäftliches aus der Firma meines Großvaters, viele schlechte Fotos in altertümlichen Fotoalben, private Aufzeichnungen wie Briefe, schließlich auch die Häuser, in denen sie gelebt haben und viele Dinge, die zu ihrem Alltag gehörten und die auch noch heute in unserem Leben eine Rolle spielen.

Anders liegt der Fall bei meiner 1926 in Cambdon geborenen Mutter Doreen Feldman. Sie kommt aus einer deutsch-amerikanischen Familie, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Amerika lebt und schon vor dem Ersten Weltkrieg ein ausgeprägtes Traditionsbewusstsein für die Bedeutung der eigenen Herkunft entwickelte. Hier muss man eine familienoffizielle Variante von der Geschichte unterscheiden, wie es eigentlich gewesen ist.

Nun bin ich glücklicherweise kein Historiker, der die Aufgabe hätte, aus diesem Durcheinander von Mangel und Überfluss an unabsichtlicher und absichtlicher Überlieferung eine Entwicklungslinie herauszuarbeiten. Das Ergebnis einer solchen zeitgeschichtlichen Anstrengung dürfte im übrigen schon deshalb nicht besonders spannend zu lesen sein, weil die Geschichte vieler einzelner Personen mit ihren eigenen Sichtweisen und Hintergründen hinter der Illusion einer wie nach Drehbuch ablaufenden Familiengeschichte zurücktritt. Und die ist im übrigen ziemlich durchschnittlich: Es wird gearbeitet, konsumiert und geheiratet, Männer nehmen an Kriegen teil, Frauen kriegen Kinder. Und der Zufall spielt eine große Rolle. Genau darum geht es, und auch wieder nicht.

Daher habe ich mit meinem Bruder Randall beschlossen, dass wir Ihnen nicht die Illusion einer zusammenhängenden, bausteinartigen Cambdoner Familiengeschichte liefern, sondern eine Vielfalt von Sichtweisen, die sich zu diesem Thema äußern, so wie es ihnen angemessen erscheint. Zu diesem Zweck habe ich zunächst meinen Bruder gebeten, dann aber auch andere, die über längere Zeit oder in wichtigen Momenten mit unserer Familie zu tun hatten, das festzuhalten, was ihnen wesentlich ist. Genauso ist mein Bruder verfahren. Das Ergebnis ist ein kleiner, nicht-repräsentativer Chor von Stimmen. Vorgaben haben wir nicht gemacht, jeder war frei in der Wahl seines Schwerpunkts. Auf Zensur haben Randall und ich übrigens verzichtet, auch wenn jedenfalls mir das manchmal schwerfiel. Meine Stimme ist eine unter anderen, und meine Version ist nicht die maßgebliche.

Was dabei herauskam, hat mich in mancherlei Beziehung erstaunt, geärgert, auch gefreut. Den anderen Beteiligten wird es ähnlich gegangen sein. Ob und was Sie mit dieser Stimmensammlung für Ihr Projekt anfangen können, müssen Sie entscheiden.

Ihr

Anlage siehe oben

I

Rose, Rachel

William Brown, a tobacco man
Left North Carolina when he sold his land
 He took a train to Omaha
Stayed there with some friends he had
 And he didn't mind the dust
 And he didn't mind the wind
 And he didn't mind the cold
 And he didn't miss home
 And he liked the people
 And he liked the town
So he built himself a house beside the river
 And he sent for his children
 And he sent for his cars
And he bought himself a little business that would run itself
 And he didn't mind the dust
 And he didn't mind the wind
 And he didn't mind the cold
 And he didn't miss home

(Randy Newman, William Brown)

Ich

Sein blaues Holzhaus mit weißen Fenstern in dem kleinen Küstenort Cambdon, Maine hat mein Großvater Robert Kentner, Jahrgang 1903, 1933 gekauft. Mit seiner Frau Rose und seinem Sohn Rudi kam er 1930 aus dem deutschen Neuruppin nordöstlich von Berlin hierher. Ein Versuch, sich dort mit einem Kohlenhandel selbständig zu machen, war in der Weltwirtschaftskrise gescheitert. Also glaubte Robert dem, was ein Mitte der 1920er Jahre nach Cambdon ausgewanderter Bekannter ihm von dort schrieb. Hart

sei es, aber man finde ein Auskommen. Es war reiner Zufall, dass die Familie angesichts einer damals strenger werdenden Einwanderungspolitik überhaupt ihre Chance bekam. Robert Kentner fand in einer kleinen Werft in Cambdon Arbeit. Dabei half sicherlich, dass es in der Gegend viele German Americans gab. Unauffällige, gut arbeitende weiße deutsche Protestanten. 1935 übernahm er die Firma und spezialisierte sich auf die Erneuerung großer Yachten, wie sie zum Erscheinungsbild der Küste Maines gehören. Das erste eigene Boot leistete er sich recht spät, in den 1950er Jahren. Es hieß Rose of Cambdon/Maine.

Das blaue Haus ist um die Jahrhundertwende gebaut worden. Einem Arzt hatte es gehört. 1933 war es in keinem guten Zustand, hatte einige Jahre leergestanden und musste grundlegend renoviert werden. Mein Großvater machte das im wesentlichen allein, außerdem setzte er einen Anbau mit vier weiteren Zimmern an eine Seite, so dass die Familie nun über mehr Wohnraum verfügte als irgendjemand in der Verwandtschaft vorher.

Der von Robert Kentner 1939 gebraucht gekaufte Chevrolet Pickup, an dem die harten Winter den ursprünglich bläulichen Lack heruntergearbeitet hatten, stand in einem Schuppen hinter dem Haus. Remise sagte er. Anders als die Teakflächen seiner Schiffe durfte der Pickup Beulen und Gebrauchsscharten haben. Mit diesem Auto war Robert endgültig in Amerika angekommen. Das Kennzeichen lautete Maine 3509.

Rudi Kentner, mein Vater, 1925 noch in Deutschland geboren, wurde 1943 nach der High School zur Army eingezogen und kam nach Italien: von Sizilien aus nordwärts. Was er dort sah, war für ihn der Anlass, nach dem Krieg nie mehr nach Deutschland zu den Deutschen reisen zu wollen, die dafür verantwortlich waren. Seine 1935 schon in Cambdon geborene Schwester Mary Anne heiratete 1955 einen Geheimdienst-Mann mit ausgeprägt neu-englischen Wurzeln aus Connecticut, der trotz seiner deutsch-amerikanischen Frau von der Richtigkeit der in zwei Weltkriegen erwiesenen Bestialität aller Deutschen überzeugt war. Das ärgerte vor allem meinen Vater, der meinte, über die besseren Gründe für Deutschenhass aus eigener Anschauung zu verfügen. Mit einer Studienvergünstigung für Kriegsveteranen studierte er an der University of Chicago und wurde High School-Lehrer für

Englisch und American History. Keine besondere Karriere und hart für Robert Kentner, der seinen Sohn in der Werft gesehen hatte. Realistisch war das allerdings nie gewesen. Meinem Vater fehlte dafür nicht nur das praktische Talent, sondern vor allem die in unserer Familie ungleich verteilte Hingabefähigkeit an Dinge. 1950 heiratete er seine in Cambdon geborene Lehrerkollegin Doreen Feldman. 1956 wurde mein Bruder Randall geboren.

Der geheimdienstliche Schwager hatte inzwischen seine Meinung über die Deutschen geändert, weil sie in West-Deutschland pro-amerikanisch, keine Neger und allesamt verlässliche Kommunistenfresser waren, sofern sie nicht, wie die Deutschen im Osten, selber Kommunisten waren. Was ja nur am Terror der Russen liegen konnte. Während einiger Jahre in Frankfurt als Militärberater stationiert, fand er alles wunderbar, seine mitgenommene Frau Mary Anne mit ihren beiden Kindern sah das anders. Sie ließ sich scheiden und kam nach Cambdon zurück. Lieber unter German Americans als unter echten Deutschen. Mein Vater verstand sie.

In den 1950er Jahren verdiente Großvater Robert mit seinen Booten viel Geld. Er ließ jetzt auch Schiffe bauen. Vor seinem Haus stand ein Heckflossen-Chevrolet, so lindgrün wie der Frühling in Vermont und mit raketenförmigen Rücklichtern. Ein paar Jahre später kauften einige der German Americans ihren Frauen als Kuriosität und Familien-Drittwagen einen knatternden VW-Käfer. Das lehnte Robert Kentner ab: zu wenig Blech. Und außerdem: Boxermotor? Und war dieses Auto nicht ein Projekt der Nazis? Auch Robert ist nie wieder in Deutschland gewesen. Rose bekam ein eigenes Chevrolet Coupé. In Pink mit Streifen in Elfenbein.

Mit meinem Erscheinen 1968 hatte eigentlich niemand mehr gerechnet. Es war auch nicht so zwingend, weil mein Bruder Randall sich seit jeher für alles um die Bootswelt herum begeisterte und so unter Auslassung einer Generation die Firma nach einer kurzen wilden Phase in der Musik übernahm. Großvater Robert starb 1990, Großmutter Rose lebte bis zu ihrem Tod 1992 in dem blauen Haus. 1993 zog ich mit meiner Frau dort ein. Mein Bruder Randall setzt auch dadurch die großväterliche Tradition fort, dass er viel Geld verdient. Er verkauft Yachten nach China, gebaut nach historischen Plänen von vor dem Ersten Weltkrieg und wohnt in der Kopie eines

englischen Landsitzes am Stadtrand von Cambdon, der einmal der Familie unserer Mutter gehört hat, aber ihren Schwestern zu teuer und umständlich im Unterhalt war. Neulich fuhr er mit dem chinesischen Auftraggeber, einem Multimillionär aus Peking, bei uns vorbei, um dem das blaue Haus seines Großvaters zu zeigen. Amerika ist einmal sehr arm gewesen, meinte der Chinese daraufhin.

Völliges Unverständnis zeigte der chinesische Gast auch für eines der Hobbies von Randall, sein Auto, einen Chevrolet Impala von 1959. Alte Autos? Das sei doch einfach nur alter, PS-armer Schrott, meinte der Chinese. Wenn er von Deutschen abstamme, müsse er doch ein deutsches Auto lieben: Volkswagen, Audi, Porsche, Mercedes, BMW.

Randall

Mein Name ist Randall Kentner. Ich wurde 1956 als erster Sohn von Rudi und seiner Frau Doreen in Cambdon geboren. Ich bin der Historiker in der Familie und Betreiber der Bootswerft meines Großvaters Robert Kentner. Und ich mag keine deutschen Autos. Eine von einigen Gemeinsamkeiten mit meinem Großvater Robert.

Meine Master thesis in Geschichte habe ich 1978 über die deutschen USA-Immigranten zwischen 1900 und dem Amtsantritt von Franklin D. Roosevelt geschrieben. Natürlich hatte das mit unserer Familiengeschichte zu tun. Und ich konnte damals meine Großeltern auch noch zu ihrer eigenen Auswanderung befragen. Die ja immer aus zwei Geschichten besteht: einer Emigrations- und einer Immigrationsgeschichte.

Wie erzählt man das? Angefangen bei den Großeltern meines Vaters. In nur sehr wenigen Fällen reicht die amerikanische Familienerinnerung über die Großelterngeneration hinaus, wenn überhaupt so weit. Darin drückt sich der enorme Wandel im 19. und 20. Jahrhundert aus, zu der eben auch die Auswanderung gehört. Und die macht die Rekonstruktion einer Familiengeschichte manchmal fast unmöglich. Schon seit Jahren gibt es immer mehr Leute, die nach Europa fliegen, um dort nach Spuren ihrer Herkunft zu su-

chen. Das allerdings habe ich noch nicht gemacht. So viel Zeit habe ich noch nicht. Welche Quellen gibt es bei uns und über uns?

Da ist das Stammbuch der Kentners, das die Eheschließungen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts verzeichnet. Doch bleiben alle diese Träger von sehr deutschen Namen, unpersönliche Inhaber von Lebensdaten, die Männer Ausübende von Berufen, Männer und Frauen Angehörige einer Konfession. Erwartbar und dem Bild von der preußischen Geschichte als Kriegsgeschichte entsprechend, war der Anteil der Soldaten. Und die Kürze ihres Lebens, das in einem der so vielen Kriege ein Ende fand, die Preußen und Preußen-Deutschland führten. Für König und Vaterland.

Woran denke ich zuerst, wenn ich an meinen Großvater Robert denke: An die deutsche Redewendung „’n Deibel werd ich tun“. Er konnte ein ganz schön sturer Hund sein.

Er war ein Pickelhauben-Deutscher wie aus einer amerikanischen Karikatur vor 1945. Wortkarg, autoritär, effizient. Aber eben auch nach seiner Ankunft hier ein erfolgreicher Selfmade-Man und idealtypisch erfolgreicher US-Einwanderer, Familienpatriarch, Mitglied der Republikanischen Partei. Sein vielleicht vorhanden gewesener Militarismus wurde schon deshalb abgeschliffen, weil er als Unternehmer und Republikaner genau wusste, dass Militärausgaben und die vielen fernen Kriege Amerikas im Interesse hehrer Ziele den Steuerzahler viel Geld kosten. Deshalb, und nicht etwa aus politischen Gründen, war er dagegen, dass die USA in den Krieg gegen Nazi-Deutschland eintreten.

Wer tot ist, kauft kein Boot.

Ich

Ende der 1990er Jahre begann mein Vater Rudi Kentner damit, Erinnerungen auf Audiocassetten zu sprechen. Die übrigens aus den Geschäften ebenso wie die Cassettenrekorder meiner Kinderzeit schon längst verschwunden sind. Lange schon hatten mein Bruder Randall und ich ihn gedrängt, einiges aufzuschreiben, zumindest einige Namen und Geburtsdaten festzuhalten, da sein eigener Vater Robert über seine Biographie vor der

Auswanderung kaum von sich aus gesprochen hat. Das Schreiben lag meinem Vater nicht, das Erzählen schon.

Ich muss diese Cassetten dringend einmal digitalisieren, bevor sie zerfallen. Die Medien des 20. Jahrhunderts sind von großer Flüchtigkeit. Analog. Digital. Nichtig.

Mein Großvater Robert Kentner wurde 1903 in Neuruppin, Brandenburg, als einer von vier Söhnen einer evangelischen Arbeiter- und Kleinhandwerkerfamilie geboren. Unter den nicht Ausgewanderten hatten einige zumindest mittelhohe Positionen an verschiedenen Stellen in Hitlers Staat. Zu ihnen bestand schon vor dem Krieg kein Kontakt mehr. Über seine Kindheit und Jugend gibt es keine Aufzeichnungen, und wenn es sie gegeben hat, haben sie die Auswanderung nicht überstanden. Bis zu seiner Eheschließung bleibt Robert Kentners Lebensweg dunkel. Für die Teilnahme am Ersten Weltkrieg – im Deutschen sagt man Erster Weltkrieg, nicht Großer Krieg – war er zu jung. Er arbeitete nach der Volksschule in einer Fabrik, wurde Vorarbeiter, besuchte Buchhaltungskurse und schaffte es irgendwie, einiges zurückzulegen. Anfang der 1920er Jahre lernte er Röschen Hornung kennen, die bei einem Neuruppiner Rechtsanwalt eine Ausbildung angefangen hatte. Karoline Marie Rosalie Hornung, geboren 1905 in Parchim, erwartete bereits ihr erstes Kind von ihm, als die beiden am 1. Mai 1925 vor dem Standesamt in Neuruppin heirateten. Am 14. Juli 1925 wurde mein Vater Rudi Kentner dort geboren. Meine Tante Mary Anne hat immer betont, dass ihre Mutter die treibende Kraft bei der Geschäftsgründung ihres Mannes war. 1928 eröffnete der einen Kohlenhandel am Stadtrand. Kohlen gehen immer. Oder auch nicht. Die Folgen der Weltwirtschaftskrise beendeten dieses unternehmerische Experiment schnell, und Anfang 1930 entschlossen sich Robert und Röschen, in die USA zu gehen. In ihren Familien hatte es dafür in der Zeit der europäischen Massenauswanderung vor 1914 keine Vorbilder gegeben. Die positiven Nachrichten eines in Cambdon gelandeten Neuruppiner Nachbarn und Kinobilder der amerikanischen 1920er-Jahres-Moderne haben eine Rolle gespielt. Mein Vater Rudi erzählte es so: Seine Familie ist wegen Buster Keaton nach Amerika gekommen.

Berlin: Nur da hatte sich mein Vater als Kind eine Zukunft vorstellen können. Als Robert und Röschen ihrem Sohn von ihrem Auswanderungsentschluss erzählten, versteckte der sich entsetzt auf dem Dachboden. Amerika? Weg von Berlin?

Er erinnerte sich gern an seine Berlinbesuche. Das Gedränge auf dem Stettiner Bahnhof, Würstchen und Kartoffelsalat essen im Automatenrestaurant, wo die Speisen auf Tablett elektrisch ausgeleuchtet hinter Glas bereitstanden, bummeln Unter den Linden, baden im Müggelsee in der brütenden Sommerhitze unter unglaublich vielen Menschen. In der Erinnerung hängengebliebene Ausdrücke: Bierplautze. TBC-Grippe. Pferdearsch. Maul zu, Hirn wird kalt.

Leuchtreklamen. Der Marmorsaal im Zoologischen Garten. Wo der Film *Nosferatu* Uraufgeführt wurde. Im Studium in Chicago in den späten 1980er Jahren sah ich zum ersten Mal den vor Dynamik vibrierenden deutschen Dokumentarfilm *Berlin – Die Sinfonie der Großstadt von 1927*: Anhalter Bahnhof. Luftaufnahme von Berlin. Menschenleere Straßen. Leere Fabriken. Litfaßsäulen. Plakate werden angeklebt. Polizisten auf Streife. Lokomotiven verlassen den Loksuppen. Menschen auf dem Weg zur Arbeit. Straßenbahn. Doppelstöckiger Omnibus mit Reklame. Droschke. S-Bahnen. Ankommende und abreisende Menschen auf einem Bahnsteig. Männer betreten eine Fabrik. Sie ziehen sich um und beginnen mit der Arbeit. Maschinen in Funktion. Zwei Männer prügeln sich auf der Straße. Ein Polizist greift ein. Straßenbahnen, Autobusse, Taxen. Schaufenster. Ein Polizist regelt den Verkehr. Besuch von Diplomaten in der Reichskanzlei. Ankunft der Wagenkolonne. Eine vor Verkehr pulsierende Kreuzung. Menschen als laufende Reklameträger. Ein- und ausfahrende Züge. Anhalter Bahnhof. Gepäckträger. Reisende verlassen den Zug, steigen in Taxen. Ein Bus mit dem Schriftzug Lufthansa. Auf einem Flugplatz besteigen Reisende eine Maschine. Ein Flugzeug hebt ab. Flugzeuge in der Luft.

Und das alles aufgeben für eine vage Vorstellung von einem besseren Leben?

Im März 1930 entfernten sich dann tatsächlich die Kaianlagen des Übersee-Anlegers und der Hapag Lloyd-Abfertigungshalle in Cuxhaven bei strömendem Regen. Das letzte, was man von Deutschland sah, waren der kleine Hafenleuchtturm und ein sonderbarer Windrichtungsmesser aus Stahl, der wie eine große Briefwaage aussah. Und graue Regenwolken.

Aus irgendeinem Grund hatte eine Abteilung SA am Schiff gestanden. Singend, mit deutschem Gruß. Im Bindfadenregen allerdings nicht sehr stramm. Röschen Kentner wurde von einem Mitpassagier heftig widersprochen, als sie, an die überdachte Relling gelehnt, angemerkt haben soll, das Pack sei man ja nun auch endlich los. Ob sie sich nicht schäme. Das sei Deutschlands Zukunft, wenn es noch eine gibt. Der das feststellte, erzählte, er sei Sohn deutscher Einwanderer aus Missouri und dort erfolgreicher Bauunternehmer. Jonathan Heinzman, seiner Visitenkarte nach, eigentlich Heinzmann, wenn man's genau nimmt. Deutschtumstreu. Volksbewusst. Rassestolz. Schließlich gebe es da unten viele Neger. Hatte seine deutschen Verwandten in Hamburg besucht und war erschüttert von der Herrschaft der Roten überall. Den Anfängen wehren! Sonst kommt das bei uns auch noch so. Die Neger und die Roten. Es gibt ja so viel Gesocks. Und der Hitler ist doch der einzige, der die Deutschen aus ihrem Elend von Schwarz-Rot-Senf in Würde und mit Härte herausführen kann. Zurück zu alter Größe. Los vom Versailler Diktat. Fa-bel-haft, der Mann. Und auch in Amerika wird Deutschland dann wieder Achtung finden. Wenn es nicht um Politik ging, war Heinzman ganz nett. Schob im Speisesaal seinen Nachtschiff immer meinem Vater rüber: Iss, mein Jung, iss. Dumme Hunde werden nich' fett. Schokoladen- oder Vanillepudding mit Mandeln, auf dem Besteck der Schriftzug der Hapag. Ein zerkratzter Teelöffel liegt heute noch in unserer Küchenschublade. Ein benutzbares Memento an unseren Migrationshintergrund.

Es dauerte lange, bis an einem strahlend klaren Sonntag bei mäßiger Fahrt des Schiffes aus der schwarzen Verdichtung an der Küste Linien, dann steil in die Höhe wachsende Formen heraustraten. Das Bild des langsam Gestalt annehmenden Manhattan und der Freiheitsstatue brannte sich ein. Das Wort New York, Inbegriff der Traumwelt, des anderen Planeten,

wurde anschaulich. Es gab dieses Amerika wirklich, von dem die Eltern erzählt haben. Und es war noch größer als Berlin.

Robert Kentner war für die Beamten des Immigration Office kein orthographisches Problem. Röschen Kentner schon. Sie schrieben Rose. Und dabei blieb es. Rudy schrieben sie mit Y und wunderten sich über den Mädchennamen bei einem Jungen. Mein Vater schrieb sich allerdings immer konsequent deutsch mit I. Auch eine Umbenennung in Rudolf lehnte er ab. Die Immigration war zu der deutschen Familie wesentlich freundlicher als zu den Osteuropäern und Italienern in der Schlange.

Der Präsident hieß nicht mehr Hindenburg, sondern Herbert Hoover. Pummelig, wie er war, wirkte er freundlicher als der weißschnauzbärtige Stiernacken. Als mein Vater bei der Einschulung 1931 gefragt wurde, woher er komme, sagte er: Berlin, Germany. Dafür gab es Anerkennung vom Sekretär des School Districts, selbst ein German American. Und eine Prügelei vor der Elementary School mit einem gleichaltrigen Sohn aus einer Familie norwegischer Einwanderer, der ihn einen dreckigen kleinen Hunnen genannt hatte.

Kinderträume meines Vaters in Cambdon von Leuchtreklamen. Tosendem Verkehr. Wolkenkratzern. Central Park. Besser als Berlin. Das gehörte keine drei Jahre später Hitler. Mit den Leuchtreklamen. Den S-Bahnen und den Lufthansa-Flugzeugen. Genauso modern. Genauso dynamisch. 1936 Olympiastadt. Keine zehn Jahre und einen Weltkrieg später an vielen Ruinen der Satz: Dafür brauchte Hitler zwölf Jahre.

Solang noch Untern Linden
Die alten Bäume blühn,
kann nichts uns überwinden.
Berlin bleibt doch Berlin!

Wenn keiner treu Dir bliebe,
ich bleib Dir ewig grün,
Du meine alte Liebe,
Berlin bleibt doch Berlin!

Du meine alte Liebe,
Berlin bleibt doch Berlin!

Für meinen Vater nicht. Seine kindliche Berlin-Zuneigung verlor er während des Krieges in Italien und bei der Befreiung des KZ Dachau, bei der er dabei war:

O mia bella Napoli, wer Dich nur einmal sah,
O mia bella Napoli, der blieb gern ewig da
Wo dunkel die Zypressen stehn. Santa Lucia!
Wo blütenschwere Düfte wehn von sanften Höhn.

O mia bella Napoli, Du Stadt am blauen Meer.
O mia bella Napoli, mein Herz ist sehnsuchtsschwer.
In mir klingt eine Melodie, wo ich auch sei.
O mia bella Napoli, Dir bleib ich treu!

Ich

Cambdon, Maine ist heute ein Ort mit etwas mehr als 4000 Einwohnern, der vom Tourismus, vom Wassersport an seiner Küste und dem Reichtum der Vergangenheit lebt. Die Entfernung nach New York City beträgt 390 Meilen, 180 Meilen nach Boston, Massachusetts, 41 Meilen nach Augusta, unserer Landeshauptstadt, 288 Meilen nach Montreal, Kanada. Hier allerdings sorgt die Sprachgrenze dafür, dass es gefühlt weiter weg liegt, sogar weiter als bestimmte Gegenküsten des atlantischen Raums, denn niemand in unserer Familien kann ausreichend französisch. Für mich sind beruflich die 65 Meilen von Cambdon in das nordwestlich gelegene Orono besonders wichtig, dort ist der Sitz der University of Maine.

1791 wurde hier eine Stadt gegründet, die sich schon einigermaßen so schrieb wie Cambdon heute. Diese Gründer waren nicht die ersten, hatten aber mehr Glück als die anderen. Mein Lehrer-Vater erzählte die Geschichte Cambdons in der High School immer so: Cambdon ist der absolute Durchschnitt nordamerikanischer Siedlungsgeschichte, die belegt, dass es richtige Cambdoner genauso wenig gibt wie richtige Amerikaner. Für die steinzeitlichen Verhältnisse hat sich noch kein Mensch interessiert, daher

kam bis jetzt noch niemand auf die Idee, die sicheren Wahlsiege der Republikaner im 20. Jahrhundert als historische Konsequenz einer langen, ruhmreichen Geschichte seit dem Faustkeil darzustellen. Und jetzt ist es zu spät, denn wir sind wieder zur politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Steinzeit zurückgekehrt, und die meisten Wähler würden eine so komplizierte historische Argumentation nicht mehr verstehen. Sie sind mit der, was den Stadtrat von Cambdon und seinen Bürgermeister betrifft, republikanischen Fred-Feuerstein-Variante der Gegenwart vollkommen bedient. Über die indianische Seite der Geschichte Cambdons wissen wir aus Mangel an Überlieferung und Interesse nur so viel, dass sie in der Gegend keine dauerhaften Siedlungsplätze hervorbrachte. Alle anderen Geschichten über Indianer sind Erfindungen des späten 19. Jahrhunderts, als es nach der abgeschlossenen Eroberung des Wilden Westens immer langweiliger wurde und man in unseren langen Winternächten etwas zum Gruseln brauchte. Aus dieser Zeit stammt auch die durch nichts belegbare, aber in jeder Generation weitererzählte Geschichte, die Indianer hätten gewusst, dass die mondsichelartige, von zwei lippenartigen Ausstülpungen markant geprägten Form unserer Bucht einen Fluch verkörpert. Dessen Wirkungskraft hat seit 1791 offenbar nachgelassen, oder aber der Tag des Jüngsten Gerichts steht uns eben noch bevor.

Die ersten weißen Siedler waren Trapper, entlaufene Kriminelle und einige wenige Missionare protestantischer Sekten: heroisch gegen Bären, Hunger und Einsamkeitsirrsinn, konkret: Frauenlosigkeit und Verblödung, kämpfende Vertreter der westlich-abendländischen Kultur. Die verstand allerdings erst in den Jahren um 1640 Fuß zu fassen, und zwar in Form von zwei großen Schiffen mit Segeln, die bis an den Himmel zu reichen schienen, mit riesigen rot-weiß-blauen Flaggen am Heck. Es waren Niederländer im Auftrag der Westindischen Compagnie, die von Nieuw Amsterdam aus Anker- und Umschlagplätze für ihren Handel mit dem wilden Norden suchten und in der natürlichen Bucht Cambdons fanden. Den reizvollen Ort mit den leicht ansteigenden Hügeln im Hintergrund nannten sie aus Anhänglichkeit an die Statthalterdynastie zuhause Oranjepoort. Wären sie im Winterhalbjahr gekommen, hätten sie sicherlich keine Holzhütten angelegt und den ersten Bootsanleger in der Geschichte des Orts gebaut. Die

meisten von ihnen dürften den ersten Winter nicht überlebt haben. Es bedurfte mehrerer Versuche der Handelsgesellschaft, um den Platz einigermaßen dauerhaft zu besiedeln, in dem es bald schon zwei calvinistische Kirchengemeinden gab, die sich in bester reformatorischer Tradition gegenseitig für gottlos und schlimmer als die Papisten erklärten. Kurz nach der Einnahme Nieuw Amsterdams durch die Engländer 1674 – die Republik der Vereinigten Niederlande hatte es gegen anderen Kolonialbesitz eingetauscht, sonst hätten wir vielleicht heute noch niederländische Pässe – erschienen wiederum zwei große Schiffe, allerdings mit einer anderen Flagge am Heck, und beendeten die kurze niederländische Geschichte von Oranje-poort im Namen der englischen Krone. Die Winter waren allerdings für die Engländer nicht weniger hart, und auch unter ihrer Herrschaft wurde der Ort gelegentlich für einige Jahre aufgegeben. Zum großen Schmerz der traditionsbewussten Cambdoner Familien um die Mitte des 20. Jahrhunderts hatte Cambdon daher leider auch nicht nur keine führende, sondern schlicht gar keine Rolle in der Amerikanischen Revolution und im Unabhängigkeitskrieg gegen England gespielt. Als es darauf angekommen wäre, Cambdons Beitrag für das großartigste Projekt der Weltgeschichte zu leisten, den Kampf um die Unabhängigkeit der neuenglischen Nordatlantikkolonien als Keimzelle der modernen Weltgesellschaft, war Cambdon vorübergehend von der Landkarte verschwunden. Und ob es heute, Google Earth hin oder her, auf den Karten der Weltgesellschaft verzeichnet ist, oder nur auf denen von Maine, darüber kann man streiten.

Seit 1791 entstand eine Gemeinde unter dem Namen eines Dorfs angeblich im englischen Essex. Getragen wurde sie von nordwärts gewanderten Neuengländern aus New York und Massachusetts, die dafür ihre persönlich eher als moralisch guten Gründe hatten: Ehen, Schulden oder andere Verbrechen, die sie in den Zentren der entstehenden amerikanischen Zivilisation hinter sich lassen wollten. Aus ihrer Mitte gingen mehrere, allesamt streng rechtgläubige protestantische Gemeinden hervor, deren Denominationen untereinander nicht weniger verfeindet waren als die calvinistischen Kirchen der Niederländer. Wer theologisch streitet und sich zudem dem Gotteswort so verpflichtet weiß wie ein wahrer Hüter der Reformation, wird darauf halten, dass die nächste Generation lesen und einigermaßen

schreiben kann, sonst geht der Streit nicht weiter. Daher gab es schon bald nach 1800 die ersten Bemühungen um eine Schulgründung, zu der es nach fünfzig Jahren Streit 1852 auch kam. Die treibende Kraft dabei waren allerdings nun andere, die inzwischen sehr zum Ärger der alteingesessenen Neuengländer sogar eine Mehrheit darstellten: deutsche Einwanderer, die seit 1830 ihren Weg an die entlegene Küste Maines gefunden hatten. Die meisten von ihnen waren vor der Armut in ihrer noch nicht industrialisierten Heimat geflohen. Nach 1848/49 gab es einige wenige deutsche Demokraten, die ihre verlorene schwarz-rot-goldene Revolution schließlich in Amerika gewannen. Meine Mutter Doreen stammt aus einer solchen Familie. Die Deutschen hier waren ohne Ausnahme Protestanten aus dem Norden und Nordosten Preußens, die meisten von ihnen lutherisch. 1850 gründeten sie ihre eigene Kirche, die First Lutheran Church of Cambdon. Das ‚First‘ wurde 1852 in den Namen aufgenommen, nachdem sich eine Gruppe von Gemeindemitgliedern nach einem Streit um die Gottesdienstordnung von der Hauptgemeinde getrennt und eine eigene lutherische Versammlung gegründet hatte.

Die wenige Industrie vor Ort hatte auf die eine oder andere Weise mit Schiffen zu tun. Cambdon profitierte von der touristischen Selbstentdeckung der USA seit den 1890er Jahren. Präsident Theodore Roosevelt ließ für sich eine Regattayacht in Cambdon bauen. Der Boom der 1920er Jahre brachte neue Bewohner. Viele der schönen Sommerhäuser mit breiten Veranden zur Bucht, gebaut von Vertretern der genauso schnell reich wie nach dem Schwarzen Freitag 1929 arm gewordenen Geldelite aus New York und Boston, stammen aus dieser Zeit.

Als mein Großvater Robert Kentner mit seiner kleinen Familie 1930 in Cambdon ankam, sah das Städtchen so aus, wie es 1950 auch noch aussah, allerdings nicht mehr 1960, denn in diesen zehn Jahren erlebte es den bislang letzten Entwicklungssprung seiner Geschichte von einem verschlafenen Küstenplatz mit einzelnen baulichen Zeugnissen eines verblassten Glanzes zur Kulisse eines schicken Yachthafens, der zwar als Schauplatz für einen frühen James Bond-Film zu klein und zu wenig spektakulär, aber durchaus reizvoll ist.

Folgt man heute der Harbor Street, hat man einen guten Blick auf die Formenvielfalt der Freizeitboote. Vertreten sind alle Yachtgrößen, schlanke Traditionssegler und restaurierte Motorboote. Mittendrin liegt der formschöne mittelgroße Schlepper Maine aus den 1930er Jahren an seinem eigenen Anleger. Ein PS-Wunder in Streamlinedesign, das heute hauptsächlich für Ausflugstouren an der Küste entlang genutzt wird, gelegentlich aber auch noch einen manövrierunfähigen Segler einfängt. Auf den größeren Segelbooten geht es laut und oft nicht weniger selbstbewusst neureich wie in den 1920er Jahren zu. Auf irgendeinem Boot wird immer irgendetwas oder irgendjemand mit Champagnerkorkenknallen und so lautem wie falschem Gesang gefeiert. Dass es nicht ganz so schrill zugeht wie in Newport Beach, Kalifornien, oder gar auf Oahu, Hawaii, dafür sorgt bei uns die kühle Brise des Atlantik, weswegen man deutlich weniger nackte Haut sieht. Niemand wäre auf die Idee gekommen, die Serie Magnum, P.I. hier bei uns zu drehen.

Erst neulich lief ich an einer großen Sloop vorbei, Heimathafen Boston, die tatsächlich den Namen My Life is good führte. Ich hätte Randy Newman in Erinnerung an seinen gleichnamigen Song ein Foto schicken sollen.

My life is good
My life is good
My life is good, you old bag
My life, my life.

Von den vereinzelt Kuttern gehen Wolken von Fischdunst aus, die sich mit frischem Dieselabgas mischen, das aus deckelgeschützten Rohren herauspüttert. Warmes Deckmetall glänzt in der Sonne, Bugrost schwärt knapp oberhalb der Wasserkante vor sich hin. Der brackige Hafensboden und frischer Lack vom gerade stattfindenden Ausbessern einer Reling beißen in der Nase, überlagert von dem Eigengeruch nassen oder knastertrockenen Segeltuchs bei den Traditionsseglern.

My life is good.

Geräusche: der Takt, in dem Leinen aller Art in der Brise gegen Masten klicken, der Vitalitätsrhythmus der unterschiedlich großen Schiffsdiesel, das

Rasenmäher- oder Seitenschneiderwimmern der neuen und der Moped-Ton der alten Außenborder, das Knarren und Schaben der Pontons und Landungsbrücken am Kai in der Dünung, das Klatschen kleiner Bugwellen und das Whirlpoolgewirbel, das die Schrauben der größeren Motoryachten beim An- und Ablegen erzeugen, Fahnengeknatter im Wind, das Winseln der elektrischen Hubbrücke und das immer doppelte Klack-Klack, wenn Autoreifen den Spalt zwischen Metall und Beton passieren, der selbst noch hinter den Hügeln um Cambdon zu hörende Bass-Ruf der Maine bei der Einfahrt in den Hafen, die Alt- bis Falsett-Tonlagen minderer Wasserverdränger.

Das alles war 1930 im wesentlichen auch schon so. Die Kulisse und das Schauspielerpersonal sind dauerhafter als die Stücke, die auf der dieser kleinen Provinzbühne gespielt werden.

Ich

1991 hätte Cambdon seinen 200. Geburtstag feiern können. Das wurde versäumt, weil der Ort im Zeichen anderer einschneidender Großereignisse stand. Es war ruchbar geworden, dass Jonathan Bergfelder, Bürgermeister, rechtgläubiges Gemeindevorstandsmitglied der First Lutheran und Vorsitzender des ehrenwerten Republikanischen Clubs, eine Doppelexistenz führte. In Cambdon lebte er mit seiner Frau und den gemeinsamen drei Kindern zusammen, in einem Nachbarort hatte er ein offenbar langjähriges Verhältnis mit einem gleichaltrigen Techniker.

Unerhört. Unfassbar. Unsäglich.

Entsetzen. Empörung. Schadenfreude.

Reverend Kronacker zeigte sich bis ins Mark erschüttert von einem derart dreisten Vorstoß des Teufels in unsere Reihen. Man meinte, den Schwefelgeruch zu riechen, so erregte der Fall die Frommen und Rechtschaffenen. Bergfelder fuhr mit seinem übergroßen Ford-Pickup von einer Klippe bei Cambdon, was allgemein als unangemessen betrachtet wurde. Hätte er sich denn nun nicht mit seinem Jagdgewehr im Wald hinter Cambdon anständig erschießen können? Das wäre wesentlich passender und auch nachhaltiger

gewesen. Da es sich offiziell um einen bedauerlichen Unfall hielt, ließ Kronacker es sich nicht nehmen, auf der sogar in den regionalen Medien Beachtung findenden Beerdigung von Sünde und Gnade, Verfehlung und Vergebung, teuflischer Versuchung und göttlicher Erlösung zu donnern, die auch diesem Tod etwas Erbauliches und Bleibendes verlieh.

Kaum waren die Überreste Bergfelders auf dem Cambdoner Friedhof beigesetzt und seine schwer tablettensüchtige Frau mit den traumatisierten Kindern weggezogen, wartete schon die nächste Heimsuchung auf die politische Führung. Ein New Yorker Investmentkonsortium hatte unter weitgehender Einflussnahme auf den Gemeinderat die Baugenehmigung für einen Marina Park in Hafennähe erhalten, der dort eigentlich nicht hätte gebaut werden dürfen. Der Fall trat auch gar nicht ein, denn als die ersten Ansätze von Rohbauten erkennbar waren, zeigte sich, dass es nur um Abschreibungsbetrug großen Stils ging. Randall hatte das von Anfang an vermutet. Jetzt musste unsere Touristengemeinde auf Jahre mit einer Bauruine in Paradelage leben. Mehrere beteiligte Cambdoner Baufirmen waren nahe am Bankrott. Alles keine Voraussetzungen zur Begehung eines Jubiläums.

Dafür wurde 2011 alles um so großartiger nachgeholt, und 220 Jahre sind ja auch besser als nur 200 Jahre. Ein Festausschuss um den neuen Bürgermeister und Kronacker planten ein bemerkenswertes Festprogramm, bei dem sich die beiden weniger am Anlass als an der medien- und touristengerechten Vermarktungsmöglichkeiten orientierten. Drei Vorschläge standen im Raum: (1) eine große Bootsparade und Segelregatta, an die sich die filmreife Nachstellung der Entdeckung und Einnahme des natürlichen Hafens im späteren Cambdon durch die Niederländer im 17. Jahrhundert anschloss; (2) die Verkleidung der wassernahen Straßen Cambdons im Stil der boomenden 1920er Jahre unter Einsatz von Originalkostümen und -fahrzeugen; schließlich (3) die einer anderen, wenngleich weniger berühmten Wasserstadt nachgemachte Vermählung des Bürgermeisters von Cambdon mit der See in einer gewaltigen Bootsprozession. Im Nachhinein war nicht mehr rekonstruierbar, wie es dazu kam, dass die letzte Option realisiert wurde. Schriftliche Aufzeichnungen gibt es nicht oder nicht mehr.

Am Wochenende nach dem Ende des Schuljahrs fieberte Cambdon dem Ereignis entgegen, für das auf jede nur denkbare Weise und in jedem zur Verfügung stehenden Medium geworben worden war. Die Landtags- und Kongressabgeordneten hatte man genötigt, von ihren Medienkontakten Gebrauch zu machen, so dass es am Hafen von Übertragungswagen der Fernsender wimmelte. Cambdons Wasserfront war schwarz von Menschen, Randall hatte seine Werft verbarrikadiert, damit sich niemand dorthin verirrt. Gegen zwölf Uhr mittags bewegte sich eine beeindruckende Armada von Motorbooten, Barkassen, Schaluppen, Bei- und Schlauchbooten, kleineren und größeren Segelbooten mit dem Ziel aus dem Hafen heraus, in Sichtweite des Ufers eine lange Schiffslinie zu bilden, aus der heraus sich dass Bürgermeisterboot zur feierlichen Versenkung eines symbolischen Metallpokals mit der Aufschrift No Place like Cambdon, 1791-2011 lösen sollte, den ortsansässige Unternehmer gestiftet hatten. Währenddessen sollte aus Lautsprechern die Staatshymne Maines erklingen. Wortbeiträge waren nicht vorgesehen. Denn wer nichts sagt, sagt auch nichts Falsches. Der Küstenwetterbericht für diesen Tag hatte von einer 20-Prozent-Chance für Unwetter gesprochen. Noch bevor alle Schiffe abgelegt hatten, fegte die erste scharfe Brise über das Publikum, in dessen Rücken es über den Hügeln Cambdons schwarz wurde.

Die Küstenwache bilanzierte am frühen Abend: zweiundvierzig aus Seenot Geborgene, zehn leicht bis mittelschwer Verletzte, fünfzehn gesunkene und über dreißig beschädigte Boote. Zu den Verlusten gehörte die Barkasse des Bürgermeisters mit dem Pokal. Tote hatte es zufälligerweise nicht gegeben, weder auf See noch an Land. Immerhin schaffte es Cambdon durch die Anwesenheit der Fernsehleute zu einer dramatischen Notiz in einem der nationalen Fernsehnetzwerke. Wenigstens Randall war zufrieden, seine Auftragslage hatte sich schlagartig verbessert, obwohl er einige Monate nicht mehr von Cambdon, sondern nur noch von Dumbdon sprach. Wie auch immer, in gewisser Weise war das Fest ja auch eine Form der Vermählung mit der See unter nordatlantischen Bedingungen. No Place like Cambdon.

Der Schiffbauer

Robert Kentner hatte alle Eigenschaften, um in einem Amerika Erfolg zu haben, das es schon lange nicht mehr gibt. Seit 1971 war ich auf seiner Werft tätig. Ich selbst bin Dutch American und habe nicht nur anders als er gelernt, Schiffe zu bauen, sondern mache das auch schon in soundsovielter Generation. In den 1890er Jahren sind meine Leute aus dem friesischen Franeker hierher ausgewandert, weil sie orthodoxere Calvinisten als die Mehrheit in den Niederlanden waren. Es gibt auch heute noch eine Bootswerft dort, die unseren Familiennamen trägt.

Platbodems stellte sie her.

Robert Kentner kam Anfang der 1930er Jahre mit seiner Frau und seinem Sohn nach Cambdon. In Deutschland vor Hitler, irgendwo bei Berlin, war er Fabrikarbeiter gewesen, hatte wohl auch mit Maschinen zu tun gehabt, bevor er einen eigenen Laden aufmachte, der aber schnell pleite ging. Wie er selbst sagte, stand er hier in Cambdon zum ersten Mal auf einem Segelboot. Nach wenigen Jahren gehörte ihm nicht nur die Werft, auf der er als eigentlich überflüssiger Hilfsarbeiter angefangen hatte, sie war auch anders ausgerichtet. Die Spezialisierung auf Segelyachten hatte er gegen den alten Inhaber durchgesetzt, der damit nichts zu tun haben wollte. Robert Kentner wusste, was er wollte, und er setzte es auch durch.

Als ich dazukam, sah man ihm die jahrzehntelange Erfahrung an, die er seitdem erworben hatte. Aber für jemanden, der genetisch etwas über Boote, ihr Material, ihr Segelverhalten, das Segeln überhaupt, wusste, war das, was er tat, immer wieder unglaublich. Eigentlich behandelte Robert Kentner Segelboote mit der Logik der do-it-yourself-Autoreparatur, und stand auch dazu. Dumm war das nicht, denn bei einem Boot lässt sich sogar noch wesentlich mehr selbst machen als bei einem vor 1980 gebauten Auto der vordigitalen Zeit. Aber angesichts eines halben Jahrtausends Bootsbautradition in den Niederlanden ist so etwas für jemanden, der auch nur ein bisschen über diese fünfhundert Jahre weiß, schwer zu verkraften.

Es gehörte bei Robert zum Ritual im Umgang mit seinen Kunden, die nicht selten überhaupt keine Ahnung von irgendetwas hatten, aber eine teure

Yacht und viel Geld, vor ihren Augen auf seinem Arbeitstisch aus Holzresten ein kleines Bootsmodell auf Kiel zu legen. Er vollzog hier gewissermaßen seinen eigenen Lernprozess immer wieder zum Erstaunen der Kundenschaft nach, die hier sehen konnte, mit wie wenigen Handgriffen sich ein stabiler Schiffskörper herstellen lässt. Manchmal faltete er auch Schiffe aus Papier oder Pappe: albern aus der Sicht jedes richtigen Schiffbauers, aber eindrucksvoll und gut für die Kundenbindung. Schiffzeichnungen hingen überall an seinen Wänden, und er trat gern vor sie hin, um seinen Kunden die im Grunde einfache Architektur eines Schiffskörpers zu erklären.

Sein älterer Enkel Randall, der dann die Firma anstelle seines total unpraktischen Lehrer-Vaters übernahm, kam auf dem Weg der Modellbootbauerei zum Bootsbau. Wie sein Großvater hatte er anfangs gar keine besondere Beziehung zum Segeln. Robert Kentners persönliches Boot war ein wunderbar in Schuss gehaltenes Motorboot der 1930er Jahre, kein Segelboot. Das ist wirklich nur in Amerika möglich: zwei Besitzer einer Bootswerft für Segelschiffe, die erst später selber segeln lernen! Und beide, Großvater und Enkel, waren gut beraten, in der gefährlichen, schärenartigen Küste von Maine auf ihren Bootstouren immer jemanden dabei zu haben, der wirklich von der Sache etwas versteht. Ich habe keinem von ihnen jemals zugetraut, eine auf ihrer Werft gebaute Sloop heil an den Anleger in Cambdon zu bringen. Die einfachsten Dinge überraschten sie beim Segeln: dass Segelschiffe keine Bremse haben. Dass man auf einem Segelboot bei der Navigation drei Kategorien parallel beobachten muss: Wind, Horizont und Strömung. Was es bedeutet, zum Beispiel vor einer Klappbrücke in kleinen Kreisen zu kreuzen, da ein Segelboot am Wind nie stillsteht. Vielleicht war genau das der Grund ihres Erfolges: sie waren ihren Kunden ähnlich. Er segelte keine Sloops. Er baute sie.

Was er sich selbst durch Ausprobieren beigebracht hatte, stieß an Grenzen, wenn es um ingenieurmäßige, vor allem mit der immer komplexer werdenden, black box-artigen Elektrik zusammenhängende Probleme und Planungen ging. Daraus ergab sich meine Aufgabe. Ich hatte zu lösen, was sich durch Beobachtung und Nachbau nicht in den Griff kriegen ließ.

Robert Kentner war kein großer Leser, aber Beschreibungen über Schiffe, Risse, Pläne und Zeichnungen sammelte er. Es gibt ein bezeichnendes Foto von ihm in seinem Büro, wohl aus den 1940er Jahren. Er sitzt vor seinem Tisch und betrachtet eine an der Wand hängende Zeichnung mit Seitenansichten von Segelschiffstypen.

So ist er geworden, was er war. Eigentlich kein Bootsbauer, sondern ein erfolgreicher Profi-Bastler. In seiner Hartnäckigkeit ein Deutscher, in seiner Neigung zum vorurteilslosen Ausprobieren schon fast ein Amerikaner. Aber niemals, niemals ein Segler.

Randall erzählte, dass neulich ein verrückter chinesischer Milliardär den Riss der Brigg Auguste von Wismar in der Werft hängen sah und das Schiff prompt nachgebaut haben wollte. Was es auch kostet. Er ließ sich wohl nur schwer davon überzeugen, dass dergleichen für Randalls Bootswerft eine Nummer zu groß ist. Er soll sogar angeboten haben, in die Werft zu investieren. Mit Schiffen wie diesem haben die großen Naturwissenschaftler wie Darwin im 19. Jahrhundert ihre Weltreisen gemacht. Und der Chinese will das Ganze als Partyschiff, wahrscheinlich mit übergroßem Whirlpool.

Der Nachbar

Ich bin ein Nachbar der Kentners in Cambdon. Als die hier ankamen, war ich noch nicht in der Schule. Wir haben selbst deutsche Wurzeln, obwohl das schon zwei Generationen her ist, da hat man gleich etwas gemeinsam. Robert Kentner war ein wortkarger, harter Arbeiter. So wollten wir Amerikaner den Einwanderer lange haben: Weiß. Protestantisch. Fleißig. Fromm. Geld verdienen, sich um die Familie kümmern und regelmäßig eine Kirche besuchen. Letzteres war eher etwas für Röschen Kentner, aus der hier bald Rose wurde. Sie saß bis ins hohe Alter jeden Sonntag in der First Lutheran Church und leitete auch schon bald Sonntagsschulgruppen. An ihrem deutschen Akzent störte sich niemand, das ging vielen so. Ihren Mann sah man nur bei Familienanlässen in der Gemeinde.

Da es in Cambdon damals keine Möglichkeit gab, zur Miete zu wohnen, lebten die Kentners zuerst in einem Schuppen am Hafen, sehr primitiv. Er

gehörte zu der Werft, auf der Robert gleich Arbeit fand. Das Geschäft ging schlecht. Der Inhaber war alt und tat nicht mehr viel, schraubte nur an alten Kuttern herum. Die Jahre vor Franklin Roosevelts New Deal waren für das ganze Land eine bittere Zeit. Viele gingen in die Wälder Kanadas oder in den Westen und kamen nie wieder. Um so mutiger war Roberts Entscheidung, sich auf die Instandsetzung von teuren Segelbooten zu spezialisieren. Niemand hat Anfang der 1930er Jahre daran geglaubt, dass das funktionieren könnte. Aber schon bald kamen die eleganten Regattastars der übriggebliebenen und neuen Millionäre aus New York hierher. Die Boote blieben über den Winter und wurden aufgearbeitet. Im Frühjahr war dann eine ordentliche Rechnung fällig. Mitte der 1930er Jahre übernahm Robert das Geschäft. Er ist dann noch richtig reich damit geworden.

Mit seinem Sohn Rudi kam ich 1931 in die Schule. Man kann sich heute nicht mehr vorstellen, wie sehr Jungen in diesem Alter damals sich selbst überlassen waren. Helikopter-Eltern gab es damals genauso wenig wie Helikopter. Wir hatten selbst eine eigene Jolle. Was wir damit anstellten, das kümmerte niemanden. Wir würden uns schon zu helfen wissen, denn wir besaßen beide das Dangerous Book for Boys, eine Art Handbuch, in dem einem alles einigermaßen Überlebenswichtige und zuhause Verbotene erklärt wurde, was mit Feuer und scharfen Schnittflächen zu tun hatte. Eine Nacht im Freien hätte uns nicht umgebracht, wenn wir unsere Messer dabei hatten. Wir hätten auch etwas zu essen gefunden.

1935 wurde Rudis Schwester Marianne geboren, bald allgemein Mary Anne genannt. Zu ihrem Kummer schielte sie etwas. Obwohl die Kentners zuhause weiterhin deutsch untereinander sprachen, war sie die erste richtige Amerikanerin der Familie. Ihr Akzent verschwand mit der Zeit ganz, ihr Schielen nicht. Heute würde man einen solchen Sehfehler ja operieren lassen, aber das kam für Robert Kentner nicht in Frage. Alles dran an dem Mädchen, meinte er.

Von Hitler und dem, was in Deutschland passierte, bekamen wir in Cambdon wenig mit. Einige German Americans fanden es gut, dass Deutschland wieder stark und selbstbewusst auftrat. Und dass es den Kommunisten und Juden ans Leder ging, störte niemanden. Mancher fragte sich allerdings, was

Hitler immer mit dem Lebensraum im Osten hatte, wo doch Millionen von Deutschen nach Amerika ausgewandert waren und deutsch sogar fast die Amtssprache Amerikas geworden wäre. Was sollte man denn da in den wilden Weiten Russlands? Farmen betreiben? Und diese Leute um Hitler herum! Alle so unsolide und gaunerhaft, vor allem der Fettsack Göring und erst recht Goebbels. Wirklich wie ein Verbrecherfilm über die Al Capone-Zeit. Als der Krieg in Europa ausbrach, rechneten die wenigsten damit, dass er lange dauern würde. Die militärische Stärke Hitlers erstaunte alle. Die Schwäche Englands überraschte keinen. Da gab es viel Schadenfreude bei den Deutsch-Amerikanern: Müssen wir euren Arsch schon wieder retten? Und dann immer dieser tief-fromme Blick, wenn vom Empire die Rede war. Ein schöner Mist, das Ganze. Dass die USA in den Krieg eintreten, dagegen war hier jeder. Und Roosevelts Beharren auf einer amerikanischen Beteiligung kostete ihn auch bei vielen den Respekt, den er sich selbst bei manchen der stramm republikanischen German Americans Cambdons durch seinen New Deal erworben hatte – der ja in mancher Beziehung Hitlers Politik einer nationalen Wiederauferstehung nicht so ganz unähnlich war.

Rudi Kentner wurde bald nach unserem High School-Abschluss eingezogen und war von der Landung der Alliierten in Sizilien bis zur Besetzung Süddeutschlands dabei. Ich selbst ging zur Marine und sah ihn erst nach dem Krieg wieder. Er hatte einen Knacks wegbekommen. Ausradierte Dörfer in der Toskana und die Befreiung des Konzentrationslagers Dachau. Bei Verhören von KZ-Bewachern hat er übersetzt: keiner wusste etwas, keiner war irgendwo dabei gewesen. Sie fühlten sich als Opfer Hitlers, weil sie doch auch gegen die Kommunisten waren.

Sein Vater Robert reparierte und bewaffnete während des Krieges Motorboote für die Marine und die Coast Guard. Und dabei lernte er manchen kennen, der mit seinem Segelboot in den 1950er Jahren wiederkam. In dieser Zeit fing er auch an, persönlich zugeschnittene Schiffe zu bauen. Robert Kentner ist ziemlich alt geworden, sein Enkel übernahm die Werft, nachdem Rudi Lehrer geworden war und bleiben wollte. Abgesehen von Ausflügen mit seinem Boot hat er nie Urlaub gemacht.

Die German Americans von heute sind die Südkoreaner: Es gibt hier nur zu wenige.

Ich

Für meine Tante Mary Anne Kentner, 1935 in Cambdon, Maine geboren, blieb Halloween zeitlebens ein Höhepunkt des Jahres. Das wussten auch mehrere Generationen von Kindern, die bei ihr an diesem Tag einer guten Ausbeute an Süßkram sicher sein konnten. Sie holte da etwas nach, was in ihrer Kindheit nicht stattgefunden hatte, und es ist nie zu spät, eine glückliche Kindheit zu haben. Ihre Mutter Rose, meine Großmutter, war eine fromme Frau, vielmehr wurde sie das nach der Ankunft der Familie in Amerika. Es steckte auch etwas Abgrenzung von ihrem religiös unmusikalisches Mann Robert darin. In der First Lutheran Church, der Kirche der German Americans, galt ihr Wort. Sie zwang sich dazu, die Sonntagsschule für die Gemeindejugend auf englisch abzuhalten, nachdem sie sich durch die gesamte gebrauchte King-James-Bibel gearbeitet hatte. Der erst kurz in den USA lebende deutsche Pastor sah es mit Wohlgefallen, sein Englisch war nicht berühmt. Und da Röschen/Rose in ihrem katechetischen Unterricht in Neuruppin, Mark Brandenburg, unendlich viel auswendig gelernt hatte, ging das auch flott vonstatten. But let your communication be, Yea, yea; Nay, nay: for whatsoever is more than these cometh of evil. Soweit zur Verkündigung, deren Kernbotschaft auf kleinen bunten Zetteln stand, die sie an die Kinder austeilte: Jesus saves. Aber auch in der christlichen Liebestätigkeit war sie engagiert. Die Alten und Kranken in der Gemeinde konnten so sicher auf ihren Zuspruch und ihre vorgekochten warmen Mahlzeiten rechnen, dass dies bei Robert Kentner regelmäßig zu Wutausbrüchen führte. Außerdem verdächtigte er seine Frau, den Demokraten und halben Kommunisten Roosevelt gewählt zu haben, was ja irgendwo ins Bild passte. Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott. Danach lebte er, und das sollten, den Deibel auch, – Robert! – alle anderen auch tun. Sonst hätten sie nicht nach Amerika kommen müssen.

An einem Tag im Jahr pflegte Rose Kentner ihre deutschen und insbesondere lutherischen Wurzeln, die im übrigen ziemlich erfunden waren, da sie in der weder lutherischen noch calvinistischen, sondern unierten Altpreußi-

schen Unionskirche getauft und von einem Pastor derselben Kirche 1925 getraut worden war. Der Reformationstag war für sie unantastbar. Sie leitete persönlich das Luther Committee der First Lutheran, das sich zum Ziel gesetzt hatte, einmal im Jahr in Cambdon würdevoll an die Werke des deutschen Reformators zu erinnern, die ja über den konfessionellen Bereich weit hinausgingen und eine Grundlage des protestantischen Amerika darstellten. Der Chor wurde in Stellung gebracht und aus dem Versammlungssaal tönte an vielen Abenden vor dem 31. Oktober die Kampfhymne der deutschen Reformation:

Ein feste Burg ist unser Gott,
ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Not,
die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böse Feind
mit Ernst er's jetzt meint;
groß Macht und viel List
sein grausam Rüstung ist,
auf Erd ist nicht seinsgleichen.

Lutherbilder schmückten nicht nur die Kirche und das Gemeindehaus, sondern die gesamte Straße, in der die First Lutheran lag. Allerdings wiederholte sich jedes Jahr dasselbe Problem, das auch die Kentners in ihrer Familie hatten. Der deutsche Reformationstag fiel immer auf Halloween. Das focht meine Großmutter nicht an, sondern ermutigte sie vielmehr zu höchstem Tatendrang. Dass Halloween bei den Kentners zum großen Kummer von Mary Anne nicht begangen und sie nie mit den anderen Kindern verkleidet durch die spukig erleuchteten Straßen Cambdons vorbei an beleuchteten Kürbisfratzen ziehen durfte, verstand sich von selbst. Meinem Vater machte das aufgrund eines frommen Grundzugs in seinem Charakter weniger aus.

Rose Kentner wandte sich 1942, nachdem sie das Luther Committee auf Linie gebracht hatte, an den Bürgermeister von Cambdon, der das öffentliche Unwesen an einem hohen kirchlichen Gedenktag mit Rücksicht auf das Mehrheitsbekenntnis in der Stadt verbieten sollte. Sie ging das rhetorisch

durchaus geschickt an und wies darauf hin, dass sich Volksfestlichkeiten dieser Art im Krieg doch ohnehin nicht schicken. Nun waren die German Americans wichtige Wählerstimmen, aber es gab in Cambdon noch andere Familien von Bindestrich-Amerikanern: von ausgewanderten Engländern abstammende echte Neuengländer, ein paar Iren und eine kleine, aber umtriebige und wirtschaftlich erfolgreiche Gruppe von Dutch Americans, die den allergrößten Wert darauf legten, dass Dutch keineswegs dasselbe ist wie deutsch. Erst recht nicht seit der deutschen Besetzung der Niederlande vom Mai 1940.

Der Bürgermeister, selbst German American, wenn auch mit einem harten Pfälzer Akzent, entschied salomonisch. Er befürwortete die Organisation einer patriotischen Luther Parade, ohne Halloween zu verbieten. So geschah es. Dass die USA schon gegen Hitlers Deutschland kämpften, war ganz gut, denn vor 1941 hätten sich bei einem solchen Anlass in Cambdon an manchen Häusern der German Americans möglicherweise Bilder von Luther *und* Hitler gefunden. Aber so marschierte die High School Marching Band, es ertönte laut und falsch etwas von der guten Wehr und Waffen. Bei den Dutch Americans und den Neuengländern wurde die eine oder andere Tür hörbar zugeknallt. Einer der wenigen Cambdoner Juden, der Rechtsanwalt Rosenfeld, an dessen Haus der Zug vorbeiging, hatte sich aus schwarzem Papier schnell behelfsmäßig eine Adolf-Popelbremse zurechtgeschnitten und irgendwie auf die Oberlippe geklebt. Jede Abteilung der Luther Parade begrüßte er mit einem lauten „Heil Hitler“. Allerdings nahm er dafür irrtümlich den linken Arm.

Meiner Tante, ihrem Zuckerspiegel und ihrer Verkleidungslust, nützte das alles rein gar nichts. Das lebte sie als Erwachsene aus und verschenkte seit den 1960er Jahren an Halloween mit beiden Händen Süßigkeiten an die Kinder Cambdons. Und von meiner Frau übernahm sie noch als alte Dame in den 1990er Jahren gern den in deren irischstämmiger Familie unverzichtbaren St. Patrick's Day, an dem sie nie versäumte, eingedenk des Schutzheiligen der Iren und als späte Rache am humorlosen Luthertum ihrer Kindheit ein grasgrünes Kleid zu tragen.

It's a Great Day for the Irish,
It's a great day for the fair!
The sidewalks of New York are thick with blarney,
For sure you'd think New York was ol' Killarney!

It's a great day for the shamrock,
For the flags in full array.
We're feeling so inspirish,
Sure because for all the Irish,
It's a Great, Great, DAY!

Ich

Der Ur-Urgroßvater meiner Mutter Doreen war Forty-Eighter, deutscher Revolutionsfolgenflüchtling, der 1849 aus politischen, nicht wie die Mehrheit der Einwanderer des 19. Jahrhunderts und wie noch die Kentners 1930 aus sozialen Gründen in die USA kam. Arthur Feldman, eigentlich ein Kleinkaufmann aus Berlin, dann aber demokratischer Journalist geworden, hatte im März 1848 als überzeugter Republikaner dazu beigetragen, die preußische Monarchie unter dem hilflos-weltfremden und so ganz unmilitärisch-romantischen preußischen König Friedrich Wilhelm IV. ernsthaft in Bedrängnis zu bringen. Als aus dem demokratischen deutschen Paulskirchen-Nationalstaat nicht zuletzt deshalb nichts wurde und die alten Mächte gesiegt hatten, weil eine wortgewaltige Minderheit kluger Schwätzer dauerhaft keine stehenden Armeen aufhält, entkam er über die Niederlande in die noch jungen USA. Er ging nach Chicago und fand dort schnell Anschluss und Arbeit in der deutschsprachigen Presse bei Gleichgesinnten. Aus Feldman wurde Feldman.

Sein Sohn, Arthur II. Julius, leitete eine kleine deutschsprachige Zeitung, den Chicagoer Republikanischen Beobachter. Er war radikaler Slavenhalterhasser, Konföderierten- und Katholikenfresser und fiel noch ganz am Ende des Bürgerkriegs 1865 bei Appomattox Courthouse, als die Nordstaaten den Krieg schon gewonnen hatten.

Sein kurz zuvor geborener Sohn, Arthur III. James, der Großvater meiner Mutter, gründete 1890 eine kleine Werkzeug- und Fahrradfabrik in Chicago, die er nach Cambdon, Maine verlegte, weil er eine von dort stammende Frau geheiratet hatte und außerdem seine Produktion auf Schiffstechnik umstellte. James, Mitglied der Republikanischen Partei und für zwei Legislaturperioden auch Abgeordneter in Augusta, ließ 1920 ein großes Anwesen im altenglischen, spitzgiebelreichen Fachwerkstil in Cambdon bauen: außen Stratford upon Avon, innen Fifth Avenue. Er war steinreich.

Arthur IV. Abraham, der Vater meiner Mutter, studierte Agrartechnik an der University of Maine und reorganisierte die kleine Fabrik seines Vaters in den 1920er Jahren nach den neuen Erkenntnissen der Prozessoptimierung und unter dem Eindruck der Fließband-Erfolge von Henry Ford, dessen Modell T er auch als einer der ersten in Cambdon besaß und fuhr. Er heiratete Rachel Carson, die einzige Tochter eines durch Eisenbahnspekulation steinreichen Investors aus New York und wurde damit zu einem der wohlhabendsten Bürger Cambdons, in dessen Garage bald ganz andere Fahrzeuge als die schwarze Tin Lizzie standen, darunter ein 1927er LaSalle Cabriolet mit hellgrünem Aufbau, moosgrünen Kotflügeln und Trittbrettern. Seine Frau Rachel hätte lieber in New York gelebt, aber musste sich mit der kulturellen Provinz abfinden, in der es kein Theater, keine interessanten Gesellschaften und keine Konzerte gab, abgesehen von ihren eigenen. Sie spielte Klavier und Cello. Jede ihrer vier Töchter musste ein Instrument lernen. Bei den drei jüngeren, Kathy, Dorothy und Eileen, reichte es nur für Blockflöte beziehungsweise Mundharmonika, bei ihrer Ältesten, meiner 1926 geborenen Mutter Doreen, setzte sie ihre eigene Passion, Klavier und Geige, durch.

Die Firma Abrahams überstand die Weltwirtschaftskrise nur mühsam. Es gab zwar inzwischen genug Immobilien- und Landbesitz, ferner gut gestreutes Aktenkapital, um den Wohlstand der Familie dauerhaft für die nächste Generation zu sichern. Allerdings war die 1930er-Jahre-Kindheit meiner Mutter Doreen eine Zeit von Einschränkungen im Vergleich zu den goldenen Zwanzigern in ihrer Familie. Von Winterurlaube in Florida und Opernwochenenden in New York keine Rede mehr. Von den drei Autos Abrahams blieb eines übrig: das alte Model T. Der eingebürgerte Name des

großen Hauses, Feldman Manor, kaschierte zusätzlich den modernen, aber unterhaltungsaufwendigen Charakter des Anwesens hinter einer historisierenden Fassade. Rachel bewirtschaftete das alles viele Jahre ohne Personal ganz allein, und einen Teil des parkähnlichen Gartens nutzte sie für den Gemüseanbau. In ihrer New Yorker Kinderzeit vor dem Ersten Weltkrieg hatte sie zwei ständige Nannies und eine Musiklehrerin, eine etwas verhungerte und verweinte Jüdin von der Lower East Side, für sich allein gehabt. Die hatte vor der Musikstunde erst immer aufgefüttert werden müssen.

Der größte Schmerz Abrahams war es, keinen Sohn zu haben, der die Firma übernehmen konnte. Als hochkonservativer Republikaner wollte er sogar meiner Mutter nach ihrem High School-Abschluss im Jahrgang 1943 das Studium nicht gestatten, konnte das aber gegen seine Frau Rachel nicht durchsetzen. Denn da ihre Tochter Musik studieren wollte, hatte sie deren Unterstützung. Bei Doreens Heirat mit Rudi Kentner war es umgekehrt. Hier konnte sie ganz auf ihren Vater zählen, der Rose Kentner aufgrund ihres Einsatzes für in der Gemeinde der First Lutheran Church kannte und schätzte. Außerdem sah er in den Kentners eine lebendige deutsch-amerikanische Tradition von echt konservativer Gesinnung. Dass Rose seit jeher demokratisch wählte und keine Ansprache von Präsident Roosevelt verpasste, ahnte er nicht. Und ihr Mann Robert hatte mit seiner Werft Erfolg. Dass der Republikaner und ein verlässlicher Rotenhasser war, wusste Abraham.

Rachel gefiel das Milieu der German Americans und eigentlich alles Deutsche nicht. Ihr Mann hatte sie in ihren jungen Ehejahren nach dem Großen Krieg genötigt, einigermaßen deutsch zu lernen, weil das in der Familie der Feldmans so üblich war. Gerade hatte man mit den sonderbaren Engländern in ihren kuriosen Uniformen den Krieg gegen die Krauts gewonnen. Biedere Seniors der Cambdon High School waren in Frankreich gefallen, in der High School waren Stoffspenden für Verbandsmaterial gesammelt worden:

Against the blood's red curse
helps the Red Cross Nurse.

Aber sie musste aus nostalgischen und Familiengründen diese bellend klingende Sprache des böartigen Volkes lernen, das, nach dem Versailler Friedensvertrag zu urteilen, den Krieg mutwillig ausgelöst hatte. Der Kaiser, des Kaisers, dem Kaiser, den Kaiser. Und nach dem zweiten Krieg gegen die Deutschen – Der Führer, des Führers, dem Führer, den Führer – heiratete ihre älteste Tochter Doreen einen German American, der High School-Lehrer war. Bei den Charity-Veranstaltungen war Rachel ausschließlich bei den echten Neuengland-Dynastien und vielleicht noch bei den Dutch Americans zu sehen. Dort wurde in angeheiteter Stimmung noch lange nach 1945 gern laut und in Begeisterung über den eigenen Mut in Richtung der German Americans aus dem Fenster gesungen:

Hitler – has only got one ball;
Goering has two, but far too small.
Himmler – is rather sim'lar,
But Goebballs – has no balls – at all.

Abraham war das gleichgültig, weil er wusste, dass er reicher war als sie. Reich bin ich nicht, aber blödsinnig begütert, sagte er dann auf deutsch.

Randall

Unsere Mutter kam aus einer Familie, die im Boom der roaring twenties reich geworden war. Ihr Vater Abraham Feldman hatte von seinem Vater James eine Gießerei in Cambdon übernommen, in der Spezialteile für den Schiffs- und Bootsbau hergestellt wurden. Eigentlich die ideale Ergänzung zu unserer Werft, aber die Firma wurde Ende der 1960er Jahre verkauft und bald danach aufgelöst.

Vor der Großen Depression hier in Cambdon reich zu sein, hatte eine andere Bedeutung als später und erst recht heute. Der Abstand zum Durchschnitt war sehr viel größer. Die kleine Gruppe der wirklich Reichen lebte auf einem anderen Stern: große Häuser, mehrere Limousinen, jede Menge Personal. Die repräsentative Hülle dieses abgehobenen Lebens war Feldman Manor, ein 20-Zimmer-Landhaus, angeblich nach Vorbildern irgendwo in Dorset. Tatsächlich war es wohl eher das, was sich ein Bostoner Architekt vorstellte, wenn er an England dachte: viel dekoratives Fachwerk,

Butzenscheiben in Sprossenfenstern, hohe, zum Teil funktionslose Schornsteine, ein Sammelsurium von unmotivierten Kreuzgiebeln. Die Fassade sollte sagen: Hier wohnt ein maßgeblicher Vertreter des Geldadels Neuenglands, ein Mann von Familie und geborener Zuständigkeit, in diesem Land das Sagen zu haben.

Das Innere des Hauses war für sein Baujahr, 1920, so fortschrittlich, dass an der Elektroinstallation bis in die 1950er Jahre nichts geändert werden musste. Anders als bei meisten Häusern in Cambdon waren die Elektro- und Telefonzuleitungen von Arbeitern der Fabrik unterirdisch in einem Schacht neben der langen Auffahrt verlegt worden. Wenn durch den ersten Northeastern-Wintersturm der Saison überall der Strom ausfiel, erstrahlte Feldman Manor danach um so heller.

Aufgrund der Entfernung zum nächsten Krankenhaus gab es ein Krankenzimmer, dessen medizingerätetechnische Ausstattung weit oberhalb von der des niedergelassenen Arztes in Cambdon lag. Mehrere Kinder von Hausangestellten und alle vier Töchter von Abraham wurden hier geboren. Und nicht nur sie.

Der Garagenflügel bot Platz für fünf Autos und war ebenso wie der Wintergarten an die Zentralheizung angeschlossen. Im Unterschied zum Autofahren hielt der Hausherr das ansonsten standesgemäße Reiten für zu gefährlich, insbesondere für seine Töchter. Daher gab es keinen Stall. Dass beim Autofahren mehr Menschen starben, focht ihn nicht an.

Alle großen Gesellschaftsräume des Erdgeschosses hatten große, offene Kamine, über denen die lebensgroßen Portraits der Familienmitglieder bis auf die dritte Generation hingen. Die Raumhöhe wirkte hallenähnlich. Ein Eindruck, der durch die nichttragenden, nur zur Zierde in die Stahlbetondecken eingebauten massiven Holzquerbalken unterstützt wurde. Alles indirekt elektrisch beleuchtet, so dass man sich überall in einen der zahlreich vorhandenen Clubsessel zum Zeitungslesen niederlassen konnte. Für den Aufbau seiner Bibliothek stellte Abraham für ein Jahr die städtische Bibliothekarin von Cambdon ein, damit in seine Büchersammlung mehr Sachverstand investiert wird als in die öffentliche, aus Steuergeldern bezahlte.

Die hintere Längsseite des Haupthauses ging auf den Landschaftspark. Von ihm sah man zunächst nur eine enorme Rasenfläche mit Inseln ausgewählter Bäume und Stauden. Der Sinn der Auswahl erschloss sich bei der Baumblüte im Frühjahr und beim Buntwerden des Laubs im Herbst. In der Tiefe des Parks verbarg sich als besondere Attraktion, zu der man bei Gartenfesten mit dem Champagnerglas in der Hand spazieren konnte, ein künstlicher Bach, der in seinem Verlauf entsprechend bepflanzte Motivzonen durchlief: eine japanische mit runder Holzbrücke, eine deutsche mit dem von innen beleuchtbaren Modell einer künstlichen rheinromantischen Burgruine, eine holländische mit Polderland und funktionsfähigen Windmühlen. Warum umständlich nach Europa reisen, wenn man es auch nachbauen konnte?

Im Personalanbau, in dem ursprünglich auch die Küche lag, wohnten bis in die frühen 1930er Jahre die Köchin, die Kinderfrau, ein Gärtner und drei allgemeine Bediente, zum Teil mit ihren Familien. All das fand in der Wirtschaftskrise der 1930er Jahre ein Ende. Ganze Flügel des Hauses standen leer und meine Großmutter Rachel bewirtschaftete den Rest so gut wie möglich. Erst mit den Rüstungsaufträgen im Krieg ging es der Gießerei allmählich besser, und in den 1950er Jahren sogar wieder ausgezeichnet.

Allerdings gab es bei den Feldmans keinen Sohn, der nach den erzchauvinistischen Vorstellungen des strammen Republikaners Abraham Feldman die Firma hätte weiterführen können. Daher wurde sie zu Geld gemacht. Ich kaufte die restlichen Anteile an Grundstück und Haus 1985 von den drei Schwestern meiner Mutter zu einem fairen Preis angesichts der Tatsache, dass Anwesen dieser Art heute eigentlich nicht mehr als eine teure Liebhaberei sind. Meine vierköpfige Familie verliert sich in diesem Gebäude. Mein Bruder kümmert sich um die Pflege der Bibliothek. Meiner Mutter habe ich ihr Kinder- und Jugendzimmer wieder ungefähr so eingerichtet, wie es war, als sie zum Studium nach Chicago ging.

Für den Empfang von Geschäftskunden der Werft ist das Haus nützlich, vor allem, wenn es neureiche Chinesen sind, die in irgendeiner Millionenstadt im zwanzigsten Stock wohnen. Einer hat mal gefragt, ob er den Bauplan des Hauses auch kaufen kann.

Der Kriegskamerad des Vaters

Rudi Kentner war ein Divisionskamerad von mir. 1943 fuhren Rudi Kentner und ich in einem Geleitzug über den Atlantik in den Krieg, von dem wir gedacht hatten, es sei der Krieg der anderen. Nach dem Studium haben wir uns dann ziemlich regelmäßig getroffen. Die Familien verbrachten in Cambdon immer einen Teil der Ferien zusammen. Ich komme aus New York, genauer gesagt von der Upper West Side. Mein Vater ist früh gestorben. Nur durch die Army konnte ich später studieren. Rudi ging vom College zurück nach Cambdon und wurde dort Lehrer. Er war Deutsch-Amerikaner, sogar noch in Deutschland geboren, und kam gleich nach der High School zur Army. Seinen deutschen Akzent wurde er genauso wenig los wie Henry Kissinger.

1943 waren wir weder begeistert noch gegen den Krieg, wir waren gleichgültig. Weil wir uns darunter nichts vorstellen konnten.

Unsere Gleichgültigkeit war keine Sympathie für Hitler oder Hitler-Deutschland. Aber was ging es uns denn an, dass einer von den Diktatoren in der Alten Welt nun damit anfing, Europa zu erobern? Roosevelt hatte den Krieg schon lange gewollt, weil er in ihm etwas Grundsätzliches sah, einen Selbstbehauptungstest der amerikanischen Demokratie und ihrer Verfassungswerte in kriegerischer Abgrenzung vom Siegeszug der Diktatur. Die Mehrheit in den USA war lange anderer Auffassung gewesen. Hätte man den Engländern nicht einfach mit Material, Waffen und Geld am besten geholfen? Warum eigentlich überhaupt? Es gab nach den verlorenen 1930er Jahren wahrlich genug, worum wir uns im eigenen Land kümmern mussten. Manches am New Deal hatte funktioniert, vieles nicht, und das hatte nicht nur mit den innenpolitischen Gegnern und dem Supreme Court zu tun. Aber statt weiterhin Infrastruktur-Projekte wie im Tennessee Valley zu betreiben, wurden wir in den Krieg geschickt. Schlecht, eigentlich gar nicht vorbereitet.

Mag sein, dass ich an all das so genau damals gar nicht dachte, aber Einschätzungen dieser Art lagen in der Luft. Vielleicht war die Sache, für die wir kämpfen sollten, gerecht. Aber war sie deshalb unsere Sache? Unsere Demokratie hatte sich doch bewährt und stand nicht in Frage. Später habe

ich einmal gelesen, dass sich viele Franzosen 1939 gefragt haben, warum sie wegen der deutschen Besetzung Danzigs durch Hitler-Deutschland sterben sollen. Und ich habe mich gefragt, warum ich für etwas kämpfen musste, was mich nicht betraf.

Als ich im Hafen in New Jersey den riesigen, unförmigen, tarnfarbigen Frachter zum ersten Mal sah, auf den sich der Strom der Soldaten zubewegte, dachte ich nur: Das also sind die tausende Tonnen Stahl deines Sargs. Der Untergang der Titanic hatte die Welt erschüttert. Würde dieser Kasten mit seiner menschlichen Ladung nach einem Torpedotreffer vom Atlantik verschluckt, wäre es noch nicht einmal eine halbe Zeile im Flottenbericht des entsprechenden Tages.

Nie wieder in meinem Leben, auch nicht an der Front in Italien, habe ich solche Angst gehabt wie auf dieser Überfahrt. Passiv ausgeliefert zu sein, nichts tun zu können, das war der Kern dieser Angst. Im Kampf kann man alles mögliche tun oder lassen, aber man kann etwas tun. An Bord eines Schiffes ist man Fracht. Schon die Organisation des Geleitzuges mit vielen Kriegsschiffen zeigte ja, welche Gefahr bestand. Sie war allgegenwärtig.

Ich entwickelte meine persönliche Farbenlehre der Angst. Am unteren Ende steht die blau-schwarze Angst. Sie ist die Grundfarbe des Schlafs, gleichmäßig wie der Rhythmus des Schiffsdiesels, aber auch des beschäftigungslosen Herumsitzens am Tag. Wie ein leichter Schmerz, der nie ganz verschwindet, der einen reizbar macht. Anders die orangene Angst. Sie tritt anfallartig auf, erzeugt Panik, füllt den Körper mit nutzlosem Adrenalin, auf dessen Ausschüttung keine Fluchtaktivität folgen kann. So viele tausend Jahre Evolution des Menschentiers: nutzlos. Muskelverkrampfung, Schweißausbruch, fliegender Puls, Faustschläge dort, wo das Herz sitzt. Eingebildete oder tatsächliche U-Bootangriffe, aber auch nur sonderbare, nicht zuzuordnende Geräusche auf dem Schiff können sie auslösen. Sie würgt im Hals und dreht einem die Gedärme um. Sie erzeugt eine Übelkeit, die der bei Seekrankheit nicht nachsteht. Manchmal löst sie sich in Aggression gegen belebte und unbelebte Dinge. Die rote Angst ist Red Out, Kontrollverlust, Systemabschaltung, und man hat Glück, wenn sie schnell und vollständig zur Bewusstlosigkeit führt. Sie macht den Körper fühlloser für

alle Formen seiner Zerstörung, mit denen zu rechnen ist. Man wacht nie wieder auf oder als Krüppel. Alles andere sind Wunder.

Genau das habe ich erlebt. Nicht zu vergessen. U-Boot-Angriff. Treffer. Brand des Schiffs und schnelles Sinken. In den brennenden Ölflecken auf dem Wasser verkohlte Leichen.

Ich möchte dazu nicht mehr sagen.

Der Kriegskamerad des Vaters

In Italien haben wir viel gesehen, und ich war nicht einmal bis zum Schluss dabei. Mit einer Verwundung war für mich im Dezember 1944 der Krieg vorbei. Schlimme Dinge, unvergessliche Dinge: Dörfer, in denen alle Bewohner erschossen worden waren. Aber auch Morde der Partisanen an denen, die auf der anderen Seite mitgemacht haben. Das versteht heute keiner mehr. Das eine nicht, und das andere auch nicht.

Wir waren damals noch sehr jung.

Ich habe immer gedacht, dass es gut wäre, die Veteranen aus dem Zweiten Weltkrieg einmal mit denen zusammenbringen, die in Vietnam waren. Jeder hat seine Erlebnisse, die er nicht vergisst. Vielleicht hat man sich etwas zu sagen. Als Anwalt habe ich in Strafsachen oft Mandanten vertreten, die in Vietnam gewesen sind. Einige von ihnen haben scheinbar unverständliche Gewaltverbrechen begangen, Familienmitglieder ermordet, auf Unschuldige geschossen. Und immer dachte ich dabei: Ohne irgendetwas entschuldigend zu wollen, glaube ich bis zu einem Punkt zu verstehen, was in ihnen vorging.

Wieder im Red Out sein.

Es ist so merkwürdig, mit wie wenigen man darüber sprechen kann. Über die Kosten unserer Kriege.

In der Toskana haben wir einmal im Herbst in einem großen, wunderschönen Landsitz auf dem Boden geschlafen. Aus den Fenstern sah man wie auf einem Gemälde die gestaffelten blaudunstigen Hügelketten mit den schma-

len Baumsilhouetten bis zum Horizont im Gegenlicht. Und in der Scheune daneben lagen die noch nicht beerdigten, verstümmelten Leichen der Familie, die hier gelebt hatte.

Rudi hat die Befreiung von Dachau mitgemacht, das ließ ihn nicht los. Er hat immer wieder davon erzählt. Deutsche Kommunisten, einige fast die gesamte Hitler-Zeit im KZ, die in den Armen der GIs weinten, wenn man sie fragte, was sie erlebt hatten. Und dann erzählten, dass der Kapo im KZ Buchenwald, in dem sie vorher gesessen hatten, ein Spezialist im Zerschlagen von Hoden gewesen war. Von den Verhören der wenigen greifbaren Verantwortlichen und der Bevölkerung drumherum, die nichts gehört und nichts gesehen hatte. Schon immer gegen Hitler gewesen, und immer noch gegen die Roten. Gute Christen. Dankbar, dass sie nicht den Russen in die Hände gefallen waren. Dankbare Täter und dankbare Nichtswisser.

Und Rudi zog daraus die Konsequenz, dass er diese Erlebnisse unbedingt weitergeben wollte. Das motivierte ihn dazu, Lehrer zu werden.

Außerdem hatte er ungewöhnliche Interessen, die nicht zu einem High School-Lehrer passen. Er brachte seine Schüler ins nächste Theater und in Konzertaufführungen, organisierte einen Drama Club. Nur sein reicher Vater schützte ihn vor dem hysterischen und pharisäischen Provinzmob. Den bigotten Lutheranern war er besonders suspekt. In New York wäre er nicht aufgefallen, in Cambdon fiel er auf.

Andere mit geringeren Fähigkeiten fanden mühelos den Weg von der Schule in irgendeine Lecturer-Stelle an einem College. Er nicht. Er blieb in Cambdon, profitierte wohl auch von dem Wohlstand der Bootsfirma seines Vaters, hatte aber nicht viele Freunde. Mit der Hippiekultur, die aus den Städten dann in den 1960ern auch bis in den Nordosten schwappte, kam er nicht klar. Was er unter Humanismus verstand, war so bierernst, dass er sogar Probleme mit den älteren Schülern bekam. Die wollten nicht mehr in seinen Drama Club, sondern kiffen und rammeln. Und sein Vater Robert reparierte die Yachten von Millionärsöhnen aus Boston, die sich mit getürkten Attesten vor Vietnam drückten und stoned in eine Hafenmole gefahren waren.

In Rudis Haus in Cambdon gab es im Wohnzimmer ein großes Regal bis zur Decke. Genau dort, wo bei der wohlhabend-wohlwollenden, aufgeklärt-hirnverkleisterten, die üblichen Beträge für Spenden zur Behebung sozialer Notlagen regelmäßig von der Steuer absetzenden New Yorker Mittelklasse als Ausweis durchschnittlich kultiviert-angepasster Geschmacklosigkeit die unvermeidbare schlechte Reproduktion eines klassisch-modernen Gemäldes in dezenten Stahlglasrahmen hängt, meistens Picasso oder Miró in Fehlfarben. So schlecht, dass manchmal der Eindruck entsteht, ihr Einrichtungsberater wollte sie verarschen. Nur merken sie es nie. Das sieht nur der nebenbei als Entrümpler arbeitende Kunststudent, der ihre Wohnungen ausräumt, wenn sie sich scheiden lassen oder aufgrund manischer Depression die Kugel geben. Wobei der Unterschied zum Zustand vorher nur graduell ist. In Rudis Wohnzimmer fehlte von der Weltliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts nur wenig. Darin ging er auf. Er war ein sonderbarer Mensch. Sehr ernsthaft. Anders gesagt: Er war kein Amerikaner.

Ich

Was mein Vater in seinem Drama Club an unserer High School seit den 1950er Jahren auf die Beine stellen wollte, ging an der Realität in Cambdon auf noble Weise vorbei. Aber davon hatte er auf die Dauer nichts als Ärger. Sein idealistischer Glaube an die Bildungskraft von Sprache, Literatur und Theater war unbegrenzt, hatte Schillersche Dimensionen. In Thomas Manns Vortrag *Humaniora und Humanismus* aus dem Jahr 1936 kommt sinngemäß die Formulierung vor, der Humanismus beruhe auf dem Menschenbild, dass gut zu reden die Voraussetzung dafür sein kann und soll, gut zu handeln. Das beschrieb die Hoffnungen meines Vaters hinsichtlich unserer Lebenswelt am Rande des nordamerikanischen Kontinents ebenso wie die Hoffnungen Thomas Manns 1936 hinsichtlich der Reste von Zivilisiertheit im Abendland. In beiden Fällen erwies sich das als geradezu rührende Illusion.

Mein Vater scheiterte wie der von Robin Williams gespielte High School-Lehrer im Club der toten Dichter mit dem Bemühen, die Kinder von raubeinigen Rasenmäherhändlern, an ihren Eehöllen leidenden Prokuristen und vierfüntelverblödeten Besitzern von Angelbedarfsläden zur Selbstfin-

dung durch den Umgang mit dem Guten, Wahren und Schönen in der Literatur zu führen.

Kulturbolschewismus hätten die guten Cambdoner Bürger das gern genannt, wenn ihnen das schwere Wort eingefallen wäre. Gottlos nannte es der Prediger der First Lutheran, Reverend Muller. Und auch Robert Kentner schüttelte nur den Kopf über seinen merkwürdigen Sohn. Nützliche Stützen des American way of life sollte er lieber erziehen: selbstbewusste Inhaber von Rasenmäherläden, stolze Mütter künftiger Generationen von wohlhabenden Amerikanern, gute Steuerzahler, verlässliche Gemeindeglieder in der First Lutheran.

Schwarzweißfotos zeigen meinen Vater, wie er die Darsteller eines Musicals mit Sommernachtstraum-Motiven eigenhändig schminkt. Er hatte dazu Motive des Shakespearetextes selbst ins Deutsche übersetzt. Um die Vertonung kümmerte sich meine Mutter, die Musiklehrerin war. Einen kleinen Hauch von Bühnenatmosphäre, von Begeisterungsfähigkeit für ungeahnte Talente, von gemeinsamer Arbeit nicht an einen Sieg des Baseballteams oder einer Parade der Cheerleader, sondern an einem geistigen Gehalt, das hatte er wohl vor Augen.

Auf dem Foto beugt er sich mit seiner schmalen Nylonkrawatte über dralle, giggelnde, sechzehnjährige Mädchen in Nymphenkostümen, die in Gedanken ganz woanders sind: in der Umkleidekabine, allein und nackt mit einem Baseballhelden. Und im Vergleich dazu war alles, was er auf der staubigen 1930er-Jahresbühne der High School inszenierte, von einer hochidealistischen, etwas angestregten Unschuld, zusätzlich verfremdet durch die deutsche Sprache, die zum Singen eigentlich völlig untauglich ist:

Silberblick –
ich seh alles entrückt,
wie verzaubert und verwoben ...
Wunscharmie –
soviel Wunder war nie,
und das Unterste ist oben.
Glück senkt sich nieder,

du greifst seinen Saum,
wie ein Mantel aus Sternen
und ewigem Raum.

Oder vielleicht nur ein Sommernachtstraum –
oder vielleicht nur ein Sommernachtstraum ...

Wäre sein Vater Robert 1930 nicht ausgewandert, hätte mein Vater, berücksichtigt man seinen Jahrgang, vielleicht selbst in HJ-Uniform Schwänke gespielt, Hans Sachs, Der Krämerkorb, Sketche moderiert, und nationalsozialistisches Liedgut zur Wintersonnwende zum Vortrag gebracht: Hohe Nacht der klaren Sterne statt Tochter Zion. In den 1950er Jahren dürfte eine Übersetzung von ‚Es zittern die morschen Knochen‘ ins Amerikanische keinem aufgefallen. Davon geht die Welt nicht unter.

Davon geht die Welt nicht unter,
sieht man sie manchmal auch grau.

Einmal wird sie wieder bunter,
einmal wird sie wieder himmelblau.
Geht`s mal drüber und mal drunter,
wenn uns der Schädel auch raucht,
davon geht die Welt nicht unter,
die wird ja noch gebraucht.

Ich

Postkarten und Familienfotos und den 1930er bis 1950er Jahren: Das Gebäude der High School in Cambdon, an der mein Vater seine Lehrertätigkeit 1949 aufnahm, stammte aus dem Jahr 1935 und wurde 1975 abgerissen. Es war eine typische Infrastrukturmaßnahme der New Deal-Zeit, und es gibt noch ein sepiastichiges Schwarz-Weiß-Foto in einem unserer Familienalben, auf dem mein Vater vor der Gedenktafel der Public Works Administration neben den großen Glaseinsatz-Schwingtüren mit ihren langen diagonalen, sehr abgegriffenen Messinghandläufen steht. Etwas hochbeinig verlor sich der ergraute, ursprünglich einmal gelbliche Kasten in der Mitte einer rasenbewachsenen Leere mit Fahnenmast, die nach kalten Wintern immer etwas rüdig aussah. Wohl aus Gründen optimaler Zu- und Ab-

gangskontrolle und weil es leichter zu pflegen ist, wurde nicht ein einziger Busch oder Baum in Sichtweite geduldet.

Unsere terrorismusgefährdeten Zeiten hätten dafür ein ganz anderes Verständnis.

Sicherlich gab und gibt es Baukörper wie diesen in vielen Bundesstaaten der USA als Schule, Postamt, Behörde, Standortkommandantur: Längs- und Breitseiten mit hohen, etwas schmalen, genau mittig horizontal geteilten Schiebefenstern, das waren die neonröhrehellen Klassenzimmer. Ein kleiner, über den Eingang gesetzter Vorbau für das Treppenhaus mit einem geschwungenen Turmhaubenaufsatz, dessen Form nicht zu den ansonsten vorherrschenden Horizontalen und Vertikalen passen wollte. Nur ein weiteres Stockwerk über dem hochgesetzten Erdgeschoss, wiederum für Klassenzimmer, darüber ein schlichtes, nicht sehr hohes Teerpappe-Walmdach ohne Fenster.

Den amerikanischen Adler auf der Spitze des Vorbaus hatte ein Herbststurm heruntergeholt, was von einigen als schlechtes Zeichen interpretiert wurde. Das war in dem Jahr vor dem Kriegseintritt 1941. Die Baseballmannschaft verlor ihr Homecomingspiel. Aber der Krieg wurde auch ohne Adler auf dem Dach gewonnen. Das kostete fünf Graduates der Cambdon High School das Leben. D-Day, Omaha Beach. An sie wurde auf einer Tafel neben dem Lehrerzimmer erinnert. WE WILL NOT FORGET, stand da. Dieses befand sich ebenso wie die kleine Schulverwaltung und das Rektorzimmer im Keller, dessen Fenster als schmale Bänder gerade noch über das Bodenniveau reichten. Von außen sah man dort hinunter wie in einen Trog, und mein Vater betonte immer, dass diese diensträumliche Unterbringung bester Ausdruck für das Sozialprestige des amerikanischen High School-Lehrers sei.

Die Treppe war etwas besonderes. Breite und flache, vorn gerundete Betonstufen, an den Rändern breiter als in der Mitte. Schwere, armdicke Holzgeländer auf beiden Seiten, die auf massiven, glatten und an allen Ecken gerundeten Betonführung auflagen. Alles im Streamline-Design, als wäre es nicht aus Beton und Holz, sondern aus geformtem Stahl und der Laune ei-

nes Flugzeug-, Schiff- oder Fernzugbauers entsprungen. Kein Material war so belassen worden wie es war. Stufen, Geländer und Fassung der Treppen sowie alle Wände bis etwa in Hüfthöhe waren in unterschiedlichen Brauntönen mit einer dicken Schicht Ölfarbe überzogen, die Oberfläche durch das jahrzehntelange Abätzen mit scharfen Reinigungsmitteln rissig und erblindet. Zum Gehen war sie nicht besonders tauglich. Aufwärts blieb man immer mit der nächsten überstehenden Rundkante hängen, abwärts vertrat man sich leicht den Fuß, weil die Höhe zur darunterliegenden Stufe zu gering war und man aus dem Tritt kam. Es muss dekorativ ausgesehen haben, wenn in den späten 1950er Jahren Schülerinnen mit wehendem Marilyn-Rock hier hilfreich sich anbietenden Schülern oberer Klassen in die Arme flogen.

Vor jedem Flur Doppel-Schwingtüren mit großem Bullauge auf beiden Seiten und aufgeschraubten, immer völlig verdatschten Blechflächen zum Aufstoßen und weiß-roten PUSH-Aufklebern. PU^mSH Nixon! hatte jemand in der Watergate-Zeit überall daraus gemacht, weswegen neue Aufkleber angebracht werden mussten. Ein Täter ließ sich nicht ermitteln. Einige Lehrerkollegen verdächtigten meinen Vater wegen seiner unpatriotischen Äußerung im Geschichts-Unterricht, Präsident Nixon habe die Kriminalität ins Weiße Haus gebracht.

Die weite Verbreitung deutscher Weihnachtstraditionen bei den German Americans zeigte sich in einem elektrisch beleuchteten Tannenbaum neben dem Treppenaufgang. Das wurde Anfang der 1970er Jahre abgeschafft, weil nicht mehr zeitgemäß und zu teuer. Im Club der Republikaner wurde das Thema erörtert und die Haltung der Schulleitung für schändlich befunden, aber es blieb bei einem dumpfen Grummeln des Unbehagens. Von Übernahme der Kosten durch den Club und seine wohlhabenden Mitglieder war keine Rede.

Das kleine, neben dem Haupteingang angebrachte Cambdon High School-Metallschild mit erhabenen goldenen Kapitälchen auf schwarzem Grund und einem wehenden Sternenbanner im unteren Drittel von 1935 schraubte mein unpraktischer Vater eigenhändig ab, bevor das Gebäude abgerissen wurde. Heute hängt es in meinem Arbeitszimmer.

Ich

Meine Eltern heirateten im März 1950. Reverend Muller, der bei der Registrierung durch die Immigrationsbehörde das Ü in seinem Namen eingebüßt hatte, traute die beiden in der First Lutheran auf deutsch. Der Trauspruch war Offb. 2,10: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Be thou faithful unto death, and I will give you a crown of life. So schrieb er es so und so mit seiner krakeligen Kursive vorn in die Ausgabe der Stuttgarter Jubiläumsbibel mit erklärenden Anmerkungen, Dünndruck mit Goldschnitt, im Pappschuber, herausgegeben von der Privilegiereten Württembergischen Bibelanstalt, Stuttgart, die er allen deutsch-amerikanischen Brautpaaren schenkte. Und um die Zweckbindung dieses Kulturguts klar herauszustellen, legte er noch eine kalligraphisch reizvolle, zweifarbige Spruch-Postkarte vom Rufer-Verlag Gütersloh bei:

Wechselnde Pfade,
Schatten und Licht –
Alles ist Gnade –
fürchte dich nicht!

Auf der Rückseite mahnte er:

Liebe Kentners, haltet Eure deutsche Herkunft, Eure deutsche Sprache und Eurer Deutschtum auch in der Fremde stets in hohen Ehren. Erziehet Eure Kinder gottesfürchtig und wisset um die Gnade, die da heißet Jesus Christus in Ewigkeit. Rev. Muller.

In der Fremde?

Für meine Mutter als geborene Amerikanerin war das unpassend bis unverschämt, für meinen Vater nach seinen Erfahrungen an der Front in Italien und in Dachau unsäglich.

Schatten und Licht.

Aber Muller war ein wohlmeinender alter Mann, dessen deutschnationale und lutherische Überzeugungen so unerschütterlich waren wie das, was er selbst gern seinen kindlichen Glauben an die Herrlichkeit Jesu Christi, des

Erlösers, nannte. Er sagte Krischti, denn er war Badener. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte er als Spätberufener in Heidelberg studiert und sich dann für die Auswanderung entschlossen, da ihm die Entwicklung der badischen Landeskirche zu einer synodalen Form der Kirchendemokratie nicht mit seinem Verständnis wichtiger Offenbarungswahrheiten vereinbar erschien. Die Kirche Jesu Krischti als Schwatzbude? So schlimm wie der Landtag im Karlsruher Ständehaus oder der Reichstag in Berlin? Das hätt' Gott, der Herr, net g'wollt, un' so g'sagt hätt'ers au net. Außerdem passte ihm das Nebeneinander von calvinistischen und lutherischen Einflüssen in der badischen Unionskirche nicht. Das Wort sie sollen lassen stahn, so wie der Doktor Martinus es gefordert und gelebt hatte, und nicht dieser windig-scharfe, westische Kaufmann Calvin aus Genf mit seiner für reiche Leute so außerordentlich praktischen Auserwähltheitslehre von der Sichtbarkeit der göttlichen Gnade auf Erden. Muller war zu lange selbst arm gewesen, um daran glauben zu können.

Alles ist Gnade.

In Amerika hatte er es zunächst schwer gehabt, eine Predigerstelle zu finden, weil er seine Suche in den großen Städten begann. An die volksgesunden und naturkonservativen German Americans hatte ihn ein frommer Amtsbruder in Boston verwiesen, und hier hatte Muller die Gemeindeältesten schnell überzeugt. Liturgisch war ihm alles Bewährte und Alte recht, auch wenn es sich um hamburgische, hannoversche oder Rostocker Varianten des Luthertums handelte, die ihre Träger über den Atlantik mitgebracht hatten.

Mühe machte es ihm, sein Badisch für Nord- und Mitteldeutsche halbwegs verständlich zu gestalten, wenn er deutsch predigte oder Amtshandlungen vornahm. Untereinander sprachen die German Americans in den stehengebliebenen Dialekten ihrer Eltern und ihrer Jugend. Das wurde allerdings seit dem Zweiten Weltkrieg langsam immer schwieriger, denn in den Familien war das Deutsche auf dem Rückzug. Als meine Eltern heirateten, war Muller schon einige Jahre gezwungen, sonntags auf der Kanzel englisch zu verkünden. Das bewirkte eine spürbare Kürze des Wortanteils im Gottesdienst, denn seine geliebten Innerlichkeiten über den Zusammenhang von

Erweckung und Erlösung, das Fescht des Glaubens und Krischti Gnade, wollten ihm nur in seiner Mutteridiom einfallen. So sehr seine Ausführungen zu seiner geradezu körperlichen Angscht vor den Kommunischten in die Zeit passten, so schwer wurden sie ihm. The eternal evil of communism klingt eben doch viel weniger donnernd als Gottes Heimsuchung, der Weltenbrand des Kommunischmus, mit seinen Geißeln der Gottlosigkeit, der Auflösung der Familie, der Infragestellung des Eigentums und der Spaltung des Vaterlands.

Wenn darauf die Rede kam, war er den Tränen nahe: The division of Germany.

Während des Krieges hatte ihm die Waffenbruderschaft der USA mit Stalins Sowjetunion in der Anti-Hitler-Koalition schwerste Gewissensqualen bereitet: ein Bündnis mit dem Teufel. Zu gutem Zweck zwar, denn für Hitler hatte er schon deshalb nichts übrig, weil der die Kirche nicht in Ruhe ließ und ja außerdem überhaupt Katholik und Österreicher war. Aber deshalb Arm in Arm mit den größten Feinden des Christentums? Recht wär' des net. Aber glücklicherweise trat ja dann schnell wieder Normalität ein, und Muller konnte wieder allsonntäglich hochehobenen Hauptes mit schütter-schlohem, weißem Prophetenhaar und nach rechts oben ausgestrecktem Arm symbolisch auf den Sitz des Erzbösen, den Sitz des Schreckens in der Apokalypse Johannis in der Welt, hinweisen: Moschkau.

Als Muller nach seinem Eintritt in den Ruhestand seine kleine Handbibliothek auflöste, schenkte er meinem Vater seine Taschenbuchausgabe von Gerhard Ritter, Luther. Gestalt und Tat. Münchner Verlag (bisher F. Bruckmann), 4. Auflage 1947. Published under Military Government Information Control License Nr. US – E 173. Ritters Widmung lautet: Dem Andenken meines am Weihnachtsabend 1941 in Russland gefallenen Sohnes Berthold.

Fürchte dich nicht.

Dann verließ er Amerika und zog in ein Altersheim der Stadtmission in Karlsruhe. Er wurde steinalt.

Ich

Die Hochzeitsreise meiner Eltern im März 1950 entsprach ihrer gesicherten wirtschaftlichen Situation als festangestellte High School-Lehrer aus wohlhabenden Familien. Sie fuhren in die Stadt, in der sie beide studiert hatten, nach Chicago, Illinois. Das Fliegen auf solchen Strecken wurde erst in den 1950er Jahren so günstig, dass es die anderen Fortbewegungsformen verdrängte. Mit dem Auto zu fahren, wäre möglich und sogar landschaftlich reizvoll gewesen, hätte die Reise allerdings erheblich verlängert und verteuert.